

Frauenleben unter den Mormonen.

Vieljährige Erlebnisse

der kürzlich aus Utah zurückgekehrten Gattin

eines Aeltesten der Mormonen.

Deutsch von A. Kretzschmar.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1856.
W. Einhorn's Verlag.

Frauenleben
unter den Mormonen.

Vieljährige Erlebnisse

der kürzlich aus Utah zurückgekehrten Gattin

eines Aeltesten der Mormonen.

Deutsch von A. Kretzschmar.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1856.
W. Einhorn's Verlag.

Inhaltsverzeichniß.

Sechszehntes Kapitel.

Das neue Oberhaupt.

Es wäre unmöglich, die Trauer, das Entsetzen und die Bestürzung der Mormonen zu schildern, als der Tod ihres Anführers bekannt ward. Viele waren nahe daran, nach Art jenes Muselmannes auszurufen: „Er kann nicht todt sein — unser Prophet, unser Oberhaupt, unser Mittler bei Gott!“ Andere sprachen die Vermuthung aus, daß er wohl todt sein könne, aber ganz gewiß wieder aufstehen würde, und Andere wiederum weinten, stöhnten und klagten, als ob ihnen das Herz brechen wollte. Die Aeltesten und Propheten jedoch waren zu sehr dabei interessirt, wer sein Nachfolger sein solle, als daß sie sich allzu vielen Klagen über diese Katastrophe hätten hingeben sollen. Nach dem, was darüber verlautete, war ihre Versammlung nichts weniger als ein Schauspiel der Trauer und Niedergeschlagenheit. Es wurde dabei gestritten, ja es kam sogar zu Schlägen, und man warf sich außer sehr gemeinen Schimpfreden auch noch handgreiflichere Dinge an die Köpfe. Endlich jedoch gaben Alle ihre Ansprüche auf, bis auf zwei, von welchen Jeder behauptete, eine seiner Anwartschaft günstige Offenbarung empfangen zu haben, die natürlich mit der des Andern im Widerspruch stand. Wie es gewöhnlich in solchen Fällen zu geschehen pflegt, schlug sich eine Partei auf

die eine und die zweite auf die andere Seite und Keiner wollte auf seine Ansprüche verzichten.

Mit Einbruch der Nacht ward die Versammlung vertagt und Mr. Ward lud den Candidaten, zu dessen Partei er gehörte, in unser Haus ein und nun ward ich zum ersten Male dem später so berühmt gewordenen Brigham Young vorgestellt.

Er war ein Mann von ziemlicher Körpergröße und würde hübsch ausgesehen haben, wenn er ein freundlicheres Gesicht gehabt hätte. So aber lag in seinen Mienen ein unheimlicher Ausdruck, der durchaus nicht angenehm genannt werden konnte. Er schien es niemals müde zu werden, sich zu loben, gab vor, wunderthätige Kraft zu besitzen, und sagte, Gott habe hörbar mit ihm gesprochen, wie mit Moses, und ihm befohlen, das auserwählte Volk weiter zu führen. Auf seine Ansprüche auf diese Ehre dürfe er nicht verzichten, weil er dann dem Worte des Herrn ungehorsam sein würde.

Der Name seines Nebenbuhlers war White. Dieser war weit klüger und besser. Er zog demzufolge mit seinen Anhängern nach Texas, wo sie sehr glücklich und in guten Umständen leben.

„Dieser White," sagte Young, indem er von seinem Nebenbuhler sprach, „ist ein Prophet des Teufels, anstatt des Herrn. Ein Engel öffnete mir die Augen und zeigte mir ihn, wie er wirklich ist. Er hatte einen unsaubern Geist in Gestalt eines Frosches im Munde, welcher ihm die Macht verlieh, lügenhafte Wunder zu erzählen. Aber ich fürchte mich vor ihm nicht. Ich hörte eine Stimme vom Himmel, welche sagte: Brigham, Du sollst Prophet und Oberhaupt sein und Niemand soll Dich daran hindern!"

Es lag etwas unendlich Lächerliches in dieser Großsprecherei und der Art und Weise, auf welche sie erfolgte. War der

Mann ein Narr oder betrachtete er uns als Narren? Wahrscheinlich war das letztere der Fall, denn seine schlauen, listigen Züge verriethen mehr als gewöhnliche Intelligenz und seine Augen, deren Farbe mit jeder Gemüthsbewegung wechselte, schienen eine Welt voll Hinterlist und Trug in ihren unergründlichen Tiefen zu verbergen.

Und glaubte ein solcher Mann wirklich an das Mormonenthum? Er glaubte daran wie an eine Fabel, die er zu seinem Nutzen auszubeuten gedachte. Er sah darin eine Gelegenheit, sich zu einer einträglichen und wichtigen Stellung emporzuschwingen. Mehr als einmal ist ein viel besseres Gemüth als dieses durch eine solche Verführung auf Abwege verlockt worden. Für ihn war sie unwiderstehlich. In seiner Bildung und Erziehung lag weiter nichts Bemerkenswerthes als ausgenommen vielleicht ein Hang zum Fanatismus und eine gänzliche Hintansetzung aller moralischen Zwecke. Schon als Kind verrieth er einen gänzlichen Mangel an Gewissen und war ein Erzlügner. In seinem spätern Wirkungskreise als Handelsmann beurkundete er dieselben Talente. Seine Gewichte waren alle falsch, seine Maße zu kurz, er verfälschte die Gewürze, goß Wasser in den Rum und mischte Sand in den Zucker. Später zog er als Hausirer im Lande umher, verkaufte unächte Schmucksachen, schadhafte Strumpfwaaren, Lotterieloose und ähnliche Sachen. Das einzige und alleinige Ziel seiner Bestrebungen war, wie er es nannte, Nummer Eins im Auge zu behalten und Die, mit welchen er zu thun hatte, so viel als möglich zu betrügen. Endlich nahm er das Glaubensbekenntniß der Methodisten an, ermahnte die Sünder und schrie, sang und brüllte ganze Nächte hindurch. So wie aber sein Ich für ihn immer das Erste gewesen, so war dies auch jetzt noch der Fall. Die Schönheit der Tugend oder

die Liebe zur Wahrheit hatte nichts Verlockendes für ihn. Die Furcht vor Strafe in der zukünftigen Welt war jetzt die Triebfeder seines Verhaltens. Er wollte sich seiner Seligkeit versichern, aber nicht durch die Zügelung seiner bösen Begierden, sondern auf dem bequemeren Wege des Betens und Singens.

Bei den Abendversammlungen der Methodisten stand gewöhnlich ein schönes, junges Mädchen neben ihm, die Tochter einer Wittwe, die in der Umgegend wohnte. Sie war so unschuldig, natürlich und harmlos, daß Niemand, der nur noch einen Funken Menschlichkeit in seinem Herzen trug, sich hätte überwinden können, ihr ein Leids zuzufügen. Aber die Schlange fand ihren Weg in das Paradies und die Reinen sind vor den Anschlägen der Bösen niemals sicher. Unter dem Vorwand, die Wittwe in ihrer Einsamkeit zu besuchen und zu trösten, fand er bald Mittel, auch die Dankbarkeit und Sympathien der Tochter zu erwecken. Und die alte Dame ließ sich bei ihrer Unbekanntschaft mit der Welt nicht einfallen, daß ein Mann, der so brünstig beten, so schön singen und so andächtig in der Bibel lesen könnte, etwas anders sei als gut. Deshalb ermuthigte sie seine Bekanntschaft mit ihrer Tochter und als er um ihre Hand anhielt, nahm sie dieses Anerbieten freudig an.

„Aber Harriet muß ein schönes seidnes Kleid und einen Brautschleier bekommen," sagte er, „und wenn die Mutter damit einverstanden ist, so will ich mit ihr nach der Stadt reisen, um diese Gegenstände für sie einzukaufen."

Die arglose Frau gab ihre Zustimmung, sah aber ihre Tochter eben so wenig wieder, als sie jemals etwas von ihrem meineidigen Schwiegersohne zu sehen oder zu hören bekam. Welches Mutterherz wäre wohl nicht einem solchen Streiche erlegen? Die starke, rüstige Frau ward allmählig hager und

bleich, fortwährender Husten raubte ihr die Nachtruhe und ehe die Blumen des Herbstes verwelkten oder die Singvögel in ein wärmeres Klima gezogen waren, starb sie.

Der Mann, der auf diese Weise das Vertrauen eines Weibes verrathen kann, ist fast eines jeden Verbrechens fähig.

Damals wußte ich von unserm Mormonenoberhaupte dies alles noch nicht, aber die Umstände entlarvten ihn mir als den Verführer jenes schönen Mädchens, den Mörder ihrer Mutter und den Vater eines verlassenen Kindes. Auch war dies nicht der einzige Schandfleck in seinem ereignißvollen Leben. Manches Herz hatte er betrogen und mit Füßen getreten, den süßen Reichthum der Liebe zu gewinnen gewußt und ihn dann wie einen werthlosen Gegenstand wieder von sich geworfen. Und fühlte er keine Reue? Dazu war er viel zu verworfen. Der Geist des Guten war für ewig von ihm gewichen und hatte gesagt: Er ist bei seinen Götzen — bei diesen lasse man ihn.

Vom Methodismus zum Mormonismus war der Uebergang sehr leicht. Nicht weil die Lehrsätze Aehnlichkeit mit einander hätten, sondern weil es eben so leicht ist, den Heuchler auf die eine als auf die andere Weise zu spielen, sobald es sich blos um weiter nichts handelt, als zu erwägen, auf welcher Seite der größte Nutzen zu erwarten ist.

Am nächstfolgenden Tage entschied die Majorität der Mormonenkirche sich für Brigham Young. Er war nun Oberhaupt, Prophet und geistiger Herrscher und ließ sich mit den ihm gutdünkenden Insignien der Autorität bekleiden. Er war sehr stolz in seinem Gebahren, liebte äußern Glanz und mehr als einmal argwohnte ich, daß gewisse Ideen von königlicher Würde sich seines Gehirnes bemächtigt hätten. Auf jeden Fall spielte er die Rolle eines Pontifex ganz bewunderns-

würdig und leitete den Gottesdienst der Mormonen mit einem vorher noch ungekannten Pomp.

Als er eines Tages in unser Haus kam, sagte er, es sei ihm offenbart worden, daß die Leiche des gefallenen Propheten den Händen der Heiden entrissen und als eine Art Palladium bewahrt werden müsse, um dadurch Schutz auf der Reise und Gedeihen in dem gelobten Lande herbeizuführen. Die Mormonen hatten in ihrer Angst und Bestürzung die sterblichen Ueberreste ihres Anführers liegen lassen und wir erfuhren, daß seine Feinde ein Loch in die Erde gegraben und die Leiche ohne weitere Ceremonie hineingeworfen hatten. Es waren seitdem schon mehrere Tage verstrichen, so daß es kaum noch thunlich erschien, die Leiche wieder auszugraben, und nach vielem Hin- und Herreden beschloß man endlich, einen Sarg mit passenden Inschriften und dergleichen anzuschaffen, denselben mit den Kleidern und der persönlichen Habe des gefallenen Heiligen zu füllen und dann anzunehmen, als besitze dieser Sarg dieselbe Wunderkraft wie dem Fleisch und dem Bein des frommen Mannes eigen gewesen war.

Glaubte denn das Volk an diesen Unsinn? fragt der Leser. Hat denn die Welt nicht von jeher an ähnlichen Unsinn, zuweilen noch weit größern, geglaubt?

Siebzehntes Kapitel.

Wieder ein Auszug.

Ein Monat war beinahe verstrichen — ein unruhiger, angstvoller Monat, während dessen wir uns zum Auszuge fertig gemacht hatten. Von Mrs. Bradish hatten wir noch nichts gehört. Brigham sagte, es sei ihm offenbart worden, daß sie noch lebe, aber daß sie es für das Beste hielte, in Verborgenheit zu bleiben. Wir erkundigten uns fortwährend bei Freunden, die aus der Ferne zu uns kamen, erlangten aber keinen Aufschluß. Mrs. Murray wollte sich durchaus nicht noch weiter von der Heimath ihrer Kinder entfernen und bat ihren Gatten, ihr zu erlauben, zu ihren Eltern zurückzukehren und ihre Kinder mitzunehmen.

Dies verweigerte er aber entschieden und sagte, sie müßten ihn alle begleiten, da er vielleicht ihrer Dienste bedürfe.

„Aber Du kannst ja eine andere Frau nehmen — Du hast ja jetzt schon eine andere," antwortete sie. „Wenn ich fort bin, so kannst Du machen was Du willst und ich werde Dich nicht mehr durch Thränen und Klagen belästigen."

„Du mußt mit, wo ich hingehe," sagte er, „und ich rathe Dir, Dich nicht weiter zu weigern."

Mr. Murray war ein Mann von außerordentlich veränderlicher Gemüthsart. Manchmal war er sehr liebreich und liebenswürdig und dann wieder kalt und mürrisch. Wenn

ihm irgend etwas nicht recht war, so ließ er seinem Weibe die Ausbrüche seiner üblen Laune fühlen. Wenn die Witterung zu heiß oder zu kalt war, wenn es zu viel oder zu wenig regnete, oder er sich sonst in irgend einer Beziehung getäuscht sah, so mußte sein Weib dafür büßen. Ging ihm dagegen Alles nach Wunsch, so konnte Niemand artiger und freundlicher sein. Mrs. Murray theilte mir mit, daß er mit jedem Tage mißlauniger würde, und meinte, der Grund davon liege darin, daß er nicht zu Smith's Nachfolger gewählt worden. Dabei aber liebte sie ihn außerordentlich und wenn er gut und freundlich war, so fühlte sie sich glücklich. Seine Anwandlungen von Laune und Mürrischkeit dagegen versetzte sie allemal in die trübste Stimmung.

Unser neuer Anführer stolzirte mit aller nur erdenklichen Würde in seinem prächtigen Amtsgewande einher, ließ aber, unserer Erwartung ganz entgegen, Irenen in Besitz des von dem frühern Propheten bewohnten Hauses. Eben so beanspruchte sie das Vorrecht, die heiligen Reliquien des Verstorbenen in ihre Obhut zu nehmen, und da sie Niemand daran hinderte, so blieben sie in ihrem Besitz — ein Umstand, welcher sie veranlaßte, sich eine große Bedeutung beizulegen.

Zwei Tage vor Ablauf des Monats, innerhalb dessen wir unsere Zurüstungen zur Abreise treffen sollten, waren wir damit zu Stande. Wir sollten zunächst bis an die Ufer eines kleinen Baches wandern, um dort das Eintreffen anderer Glaubensgenossen abzuwarten, welche aus verschiedenen andern Gegenden des Staates kamen, um sich uns anzuschließen. Wir ließen unsere Häuser leer stehen, unsere Felder blieben unbestellt und wir traten die lange, vielleicht gefährliche Reise durch die Wildniß an. Die Gläubigen ließen auch ihren Tempel stehen, nahmen aber, wenn auch nicht die Gebeine, doch wenig-

stens die Reliquien ihres Propheten mit. Unsere Marschordnung war sehr bald bestimmt und wir setzten uns in Bewegung wie eine kleine Caravane, Einige zu Pferde, Andere zu Wagen, noch Andere zu Fuße, während ein Aeltester laut gegen die Heiden predigte und dann und wann stehen blieb, um zum Zeugniß gegen sie den Staub von seinen Füßen zu schütteln. Wie oft geschieht es, daß selbst in den mißlichsten Lagen etwas Lächerliches zum Vorschein kommt, und so mußte ich auch bei diesem Anblick, während mir die Thränen des Kummers in den Augen standen, in ein herzliches, lautes Gelächter ausbrechen.

Nach einer Reise von etwa zwanzig Meilen kamen wir an dem Platze an, wo unser erstes Lager aufgeschlagen werden sollte. Es war ein schöner, abgeschlossener Ort in einem Hain von Baumwollensträuchern. Wir fanden hier schon mehrere Wagen vor und während des Tages und der nächstfolgenden Nacht kamen noch viele andere nach. Sie wurden mit gnädiger Herablassung von Brigham empfangen, welcher predigte und betete und ermahnte, die Schwestern mit einem heiligen Kusse begrüßte, die Kinder lobte und den Männern schmeichelte. Ich sah sogleich, daß er außerordentlich populär werden würde und spätere Vorfälle bestätigten meine Vermuthung. Er fand bald, daß er der Mittelpunkt war, welcher Alles anzog. Das Beste von allem ward für ihn aufgespart. Die eine Schwester vernachlässigte ihre schreienden Kinder, um ihm ein Paar Pantoffeln zu sticken; eine andere fertigte ihm ein neues Priestergewand. Fortwährend erhielt er kleine Geschenke an Fischen, Fleisch oder Geflügel, Obst, Kuchen oder dergleichen, was die Neuankommenden mitbrachten. Aber die guten Schwestern kannten den wahren Charakter dieses Mannes eben so wenig als den Mormonismus, wie er sich später entwickelte.

Am Morgen des Tages, an welchem unser Lager abgebrochen werden sollte, erspähten wir einen Reiter, der rasch auf uns zukam und ein Tuch schwenkte wie um uns aufzufordern, daß wir warten sollten.

„Ich möchte wissen, was das heißen soll?" sagte Mr. Ward.

„Wahrscheinlich werden wir es bald erfahren," entgegnete ich. „Der Reiter kommt sehr rasch."

In diesem Augenblick erschien mir die Haltung und das Aussehen des Reiters wie als etwas längst Bekanntes. Ich schauete nochmals hin — es war Mrs. Bradish in Mannskleidern.

„Willkommen, willkommen, gute Freundin und wackeres Weib," sagte Mr. Ward, indem er auf sie zuging und ihr die Hand bot. „Wir begannen schon zu fürchten, daß sie nicht mehr unter den Lebenden weilten. Wo sind Sie gewesen, Sie treue Schwester der Kirche?"

„Wo ich gewesen bin?" antwortete sie; „ich bin an sehr vielen Orten gewesen und habe auch die Hände nicht in den Schooß gelegt. Es kommen noch drei oder vier Wagen hinter mir, auf die wir hier warten müssen."

„Wollen sie sich uns anschließen?"

„Ja, es sind meine Neubekehrten. Ich ritt immer voraus, weil ich glaubte, daß sie Euch sonst nicht Zeit genug einholen würden."

Wir machten Halt und während die Wagen herankamen, erzählte Mrs. Bradish der ganzen Gesellschaft, welche fast vor Neugier starb, sie zu hören, ihre Abenteuer. Selbst Brigham näherte sich mit seinem stolzen Schritt, verlangte der ausgezeichneten Schwester vorgestellt zu werden, setzte sich zum un-

endlichen Neid und zur Kränkung aller unverheiratheten Schwestern neben sie und forderte sie auf zu beginnen.

„In jener schrecklichen Nacht," sagte sie, als diese Augen den Fall unseres heiligen Propheten sahen, als er erschossen, von den Heiden gemordet vom Pferde stürzte und als die Söhne Belials mich mit Drohungen und Verwünschungen umringten, während einige die Zügel meines Thiers zu fassen und andere mich aus dem Sattel zu zerren suchten, dachte ich von dem Instinkte der Selbsterhaltung beseelt, nur an Flucht. Nicht als ob mir an meiner Person so viel gelegen gewesen wäre, nicht als ob man aus selbstsüchtigen Gründen jemals der Märtyrerkrone ausweichen dürfte, sondern meine Gedanken waren der Kirche zugewendet, die so plötzlich ihres Oberhauptes beraubt worden und ich beschloß, womöglich zu leben und meinen geringen Einfluß aufzubieten, um unsere Kirche bei dieser Feuerprobe zu unterstützen."

„Edles Weib!" sagte Brigham.

„Mein Roß war kräftig, es bäumte und setzte über die die Köpfe meiner Feinde hinweg und mit der Schnelligkeit des Windes rasten wir davon. In der Hast und Verwirrung des Augenblicks fiel mir nicht ein, daß ich vielleicht eine falsche Richtung einschlüge — daß ich vielleicht dadurch erst in die Mitte meiner Feinde geriethe, anstatt ihnen zu entfliehen. Aber wir sausten immer weiter, über Berg und Thal, durch Wälder und durch Flüsse. Plötzlich erschien ein Licht in der Ferne. Ich lenkte mein Roß darauf zu und stieg bald darauf an der Thür eines kleinen Farmhauses ab. Ich pochte an, hörte einen leichten Tritt und eine Frau, anscheinend in den mittleren Lebensjahren, öffnete.

„Liebe Frau," sagte ich, „ich habe mich verirrt. Wollen Sie die Güte haben, mir zu sagen, wo ich bin?"

„Verirrt!“ sagte die Frau mit dem Ausdruck der Theilnahme und Bestürzung. „Dann werden Sie wohl thun, hier hereinzukommen und zu warten bis morgen. Mein Kind ist krank und ich habe bei ihm gewacht, weswegen ich auch noch so spät wach bin. Indessen Sie finden bei uns gastfreie Aufnahme und ich werde gern Alles für Sie thun, was in meinen Kräften steht.“

„Ich dankte der guten Frau freundlich, nahm ihre Gastfreundschaft an und sagte ihr, daß mein Pferd an dem Thore stehe.“

„Gut, gut,“ sagte die Frau, „das werden wir auch schon noch unterbringen, obschon kein Mann im Hause ist, denn mein Gatte ist in Geschäften abwesend.“

„Und so ward mein treues Roß unter Dach gebracht und gefüttert und ich selbst trefflich bewirthet.“

„Als die Frau mich aufforderte, mich schlafen zu legen, theilte ich ihr offen mit, daß ich weit lieber mit ihr wachen würde, weil ich nicht die geringste Neigung zum Schlafe hätte.“

„O thun Sie ganz wie Ihnen beliebt,“ sagte sie lächelnd und fragte dann, wen sie das Vergnügen habe zu beherbergen.

„Ich nannte ihr meinen Namen ohne weitere Umstände.“

Sie stutzte und betrachtete mich neugierig.

„Sind Sie mit den Mormonen bekannt?“ fragte sie nachdenklich nach augenblicklichem Schweigen.

„Ja!“

„Entschuldigen Sie, Madame, ich fürchte, daß meine Neugier mich ein wenig die Höflichkeit hintenansetzen läßt, aber sind Sie die Frau, welche vor nicht langer Zeit den Regulator erschossen hat?“

„Ja, diese Frau bin ich.“

„Dann muß ich Ihnen sagen, daß Sie von morgen früh

an nicht mehr sicher bei mir sind. Jener Mann war der Bruder meines Gatten. Mein Gatte ist jetzt mit den übrigen Regulatoren ausgezogen. Mit Sonnenaufgang wird er zurückkommen und wenn er Sie noch hier fände, so könnte ich nicht für die Folgen stehen."

„Ich antwortete genügend und nun, da wir einander kannten und verstanden, unterhielten wir uns sehr angenehm über verschiedene Gegenstände und blieben, wie dies häufig der Fall ist, gerade bei dem stehen, womit wir angefangen hatten, nämlich bei dem Mormonismus.

„Ich hörte im Staate New-York die Leute manchmal von den Mormonen sprechen," sagte sie, „denn ich bin aus diesem Lande eingewandert. Auch zwei oder drei Familien von unsern Nachbarn bekehrten sich zu diesem Glauben, doch habe ich sie nicht häufig gesehen, obschon ich glaube, daß sie jetzt in unserer Nähe wohnen."

„Wie heißen diese Familien?" fragte ich.

„Stillman," antwortete sie.

„Ich habe nie etwas von ihnen gehört."

„Das ist wohl möglich. Ich glaube nicht, daß sie sich jemals öffentlich zu dem Glauben der Mormonen bekannt haben, obschon sie sehr dafür eingenommen waren."

„Dann muß ich sie besuchen."

„Sie wohnen ungefähr fünf Meilen von hier an der directen Straße."

„Und dort sind Sie die ganze Zeit gewesen?" fragte Mr. Ward.

„Unterbrechen Sie mich nicht!" rief Mrs. Bradish. „Am Morgen fand ich der mit Hülfe meiner freundlichen Wirthin ertheilten Fingerzeige sehr bald Mr. Stillmann's Wohnung. Das Haus sah sehr gewöhnlich aus, obschon es unverkennbare

Spuren von Wohlstand und Behaglichkeit trug. Alles sah glatt und munter aus, die Kühe, die Schweine und das Federvieh. Mehrere Kinder spielten rings umher, richteten sich aber bald mit neugierigen Blicken in die Höhe, als sie die fremde Frau hereinkomman sahen und eilten in das Haus. Gleich darauf erschien eine große, freundliche Frau in der Thür und ich erkannte in ihr zu meinem unendlichen Erstaunen sofort Louise Beardsley, eine frühere Schulkameradin. Sie erkannte mich ebenfalls und sie kam durch ihre Thränen lächelnd mit ausgestreckten Händen auf mich zu.

„O Louise," rief ich, „hat der Himmel mir in der That dieses große Glück beschieden?"

„Ich freue mich herzlich, Dich zu sehen," entgegnete Louise; „komm mit in's Haus."

„Und wir gingen zusammen hinein."

„Meine Familie, wie Du siehst," sagte Louise, „besteht aus meinem Gatten und mir, diesen drei Knaben," hier zeigte sie auf drei große, derbe, blühende Knaben, „und jenem Mädchen." Hier zeigte sie auf ein schönes Mädchen, welches nähend am Fenster saß und erröthend aufblickte und sich verneigte, als sie auf diese Weise erwähnt ward.

„Ist dieses Mädchen Deine Nichte oder Deine Tochter?"

„Keins von beiden. Ihre Geschichte ist eine sehr romantische und ich werde Dich später von derselben ausführlich in Kenntniß setzen."

„Das Mädchen erröthete und zitterte bei dieser Bemerkung und Louise, welche dies gewahrte, brachte das Gespräch auf etwas Anderes.

„Siehst Du dort das Haus gleich über dem Berge?" sagte Louise.

„Ich antwortete bejahend."

„Dort wohnt die Familie des Vaters meines Gatten. Sie hatte auch einmal viel Lust, das Glaubensbekenntniß der Mormonen anzunehmen.“

„Wirklich?“

„Ja; der alte Herr behauptet noch jetzt, daß etwas Wunderbares dahinter stecke und ich glaube, daß nur die Zwistigkeiten der Mormonen mit den Regulatoren ihn abgehalten haben, sie aufzusuchen und sich zu ihrem Glauben zu bekennen.“

„Das hätte eher eine Veranlassung für ihn sein sollen.“

„Für einen alten Mann wie dieser nicht, denn er schreckt vor der geringsten Ruhestörung zurück. Da drüben,“ fuhr sie nach einer andern Richtung zeigend fort, „wohnt meine Mutter. Du hast sie wohl nicht gekannt.“

„Ich glaube nicht.“

„Nun, dann müßt Ihr Euch kennen lernen. Meine Mutter ist aber im höchsten Grade gegen die Mormonen eingenommen.“

„Haben Sie ihr denn etwas zu Leide gethan?“

„So viel ich weiß, nicht,“ antwortete Louise lachend.

„Mr. Stillman war wie ich fand, ein sehr sanfter gemäßigter, leicht zu lenkender Mann, der sich in allen Dingen von seiner Frau leiten ließ. Nicht als ob Louise darnach getrachtet hätte, ihren Gatten zu beherrschen, sondern er fand es blos bequemer, ihrem Urtheile zu folgen als seine eigenen Gedanken anzustrengen. Der alte Mr. Stillman besaß denselben Charakter und seine Liebe zu seiner Gattin war unbegrenzt. Ich hörte, daß sie viel von den Mormonen gehört und gelesen und da sie in ihrer Jugend sehr erregbar war, so hatte sie auch jetzt noch eine gewisse Vorliebe für das Romantische und fand an einigen der neuen Lehren und Gebräuche rechten Wohlge-

fallen. Die Nachricht, daß Ihr aus dem Lande getrieben werden solltet, gelangte auch bald zu uns.

„Wohlan, Tante Mary,“ sagte ich, „warum wollen Sie und Louise hier nicht auch Ihre vier Pfähle abbrechen und mitgehen?“

„Ach mein Himmel! wir sollten mit durch die große Wüste reisen unter den Indianern und Büffeln?“

„Allerdings. Büffelfleisch schmeckt ganz vortrefflich und was die Indianer betrifft, so glaube ich ihre Manövres auf ihren wilden Pferden nehmen sich viel besser aus als was man in einer Reiterbude zu sehen bekommt.“

„Das meine ich auch,“ sagte Louise.

„Ach ja,“ sagte die alte Mrs. Stillman, „wenn das Fortziehen nicht gar so viel Umstände machte, so hätte ich schon Lust mitzugehen.“

„Ach ja,“ wenn nur das Fortziehen nicht so viel Umstände machte,“ sagte der Alte, welcher Alles, was seine Frau sagte, zu wiederholen pflegte, als ob er ihr Echo wäre.

„Das ginge allenfalls noch,“ sagte Louise, „aber wie ich gehört habe, herrscht bei den Mormonen Vielweiberei.“

„Eben so wie bei Abraham, Jakob und David, dem Mann nach dem Herzen Gottes.“

Louise sagte nichts.

„Wenn es für diese frommen Männer, die allen folgenden Generationen zum Muster und Vorbild aufgestellt werden, nicht unrecht war, so kann es auch heute noch nicht unrecht sein. In der ganzen heiligen Schrift findet man kein Wort, wo es verboten wäre.“

„Das mag sein,“ sagte Louise, „aber ich würde wahnsinnig, wenn mein Mann noch eine Frau nähme. Es muß für die Gefühle jeder Frau ungemein verletzend sein.“

„Aber bedenke doch, Louise, wie die Last des Hauswesens erleichtert wird, wenn zwei oder drei sich darein theilen.“

„Gleichviel; ich würde mich versucht fühlen, beide umzubringen!

„Dein Mann würde übrigens schwerlich wünschen, noch eine Frau zu nehmen.“

„Das glaube ich auch nicht!“ sagte Louise.

„Ich würde mich nicht im Mindesten davor fürchten,“ sagte die alte Mrs. Stillman.

„Ich auch nicht,“ wiederholte der alte Mann wie gewöhnlich.

„Wohlan, wenn ich gewiß wüßte, daß er es nicht thäte, so würde ich mich versucht fühlen mitzugehen.“

„Laß Dir doch nicht Angst machen, Louise. Blos unter ganz eigenthümlichen Umständen nehmen bei den Mormonen die Männer mehr als eine Frau. Die meisten denken an so etwas gar nicht. Deine Herrschaft über Mr. Stillmann ist zu unbeschränkt, als daß er jemals dieser Versuchung Raum geben sollte, dafern Du ihn nicht dazu aufforderteſt.“

„Ich glaube nicht, daß er in Versuchung käme,“ sagte die alte Frau.

„Ich auch nicht,“ wiederholte der Alte.

„Ich sollte es auch meinen,“ sagte Louise.

„Auf jeden Fall brauchst Du keinen Anstoß daran zu nehmen.“

„Für mich wenigstens wäre es kein Anstoß,“ sagte Mrs. Stillman senior. „Mein alter Papa würde mir gewiß keinen Anlaß zu Befürchtungen geben.“

„Bald bemerkte ich, daß die beiden Frauen sehr große Lust hatten, sich uns anzuschließen und ein wenig Schmeicheln brachte ihre Männer bald auf dieselbe Meinung. Mrs.

Beardsley jedoch widersetzte sich der Sache so viel sie konnte und es wurde zwischen ihr und Louise Vieles darüber hin- und hergesprochen."

„Aber Mutter," sagte Louise, „die Mormonen haben Dir ja niemals etwas zu Leide gethan — warum bist Du so gegen sie eingenommen?"

„Weil sie falsche Lehrer, falsche Propheten und aller Ungerechtigkeit voll sind," sagte Mrs. Beardsley.

„Woher weißt Du das?"

„O ich weiß es — ferner haben sie jeder zwei oder drei Weiber."

„Das war bei den Patriarchen auch der Fall."

„Zu jener Zeit war das vielleicht recht."

„Nun, was zu einer Zeit recht ist, das ist auch zur andern recht, denn die Gesetze über Recht und Unrecht sind unveränderlich."

„O mein Kind, mein Kind, bedenke Deine Seele — Deine unsterbliche Seele."

„Mrs. Beardsley suchte stets das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen, wenn sie sah, daß sie beim Disputiren den kürzern zog.

„Aber was hat dies mit der Vielweiberei zu thun?" rief Louise lachend.

„Du vergissest, daß ich Deine Mutter bin und daß es sehr unrecht von Dir ist, mich auf diese Weise lächerlich machen zu wollen," sagte Mrs. Beardsley in unzufriedenem Tone.

„Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß die Opposition die Seele des Staatslebens ist und auch in diesem Falle wurden die Arrangements dadurch eher befördert als verzögert. Die drei Familien waren häufig beisammen und das Gespräch drehte sich allemal um die Auswanderung der Mormonen.

Die beiden Familien hatten beschlossen, sich unserer Gesellschaft anzuschließen und trafen alle nöthige Vorbereitungen und Louise hatte sich vorgenommen, ihre Mutter zu bereden, daß diese auch mit ginge.

„Mrs. Beardsley, eine wohlhabende Wittwe, wohnte mit zwei oder drei Dienstleuten in einem kleinen Hause, welches sie schon längst zu verkaufen gewünscht und für welches ihr ganz kürzlich ein annehmbares Gebot gemacht worden. Wenn es irgend etwas gab, worin sie Ausgezeichnetes leistete, so war es das Stricken. Vom Morgen bis Mittag und vom Mittag bis Abend hatte sie die Strickerei in den Händen. Sie strickte Strümpfe zum Verkauf und Strümpfe zum Verschenken — wollene Strümpfe, baumwollene Strümpfe und seidene Strümpfe. Alle Geistliche der Umgegend, mehrere Schullehrer und nicht wenig Kinder trugen die Beweise ihres Fleißes und ihrer Freigebigkeit an den Füßen. Sie verwahrte einen ungeheuern Vorrath von Strümpfen in einem Schranke, die regelmäßig ein Mal im Monat herausgenommen und gelüftet wurden. Es waren Strümpfe von allen Farben, Dimensionen und Formen — schwarz, blau, grün, weiß und bunt — groß, klein und mittel. Mit nicht geringem Stolze pflegte die alte Dame ihre Schätze zu zeigen und zu revidiren und that sich viel darauf zu Gute, daß sie auf diese Weise immer in den Stand gesetzt war, den Anforderungen der Wohlthätigkeit zu entsprechen. Wenn ein Bettler zu ihr kam, so schenkte sie ihm ein Paar Strümpfe und kümmerte sich weiter nicht darum, ob er murrte oder ein unzufriedenes Gesicht machte. Ein Mal aber wurden ihr von einem dieser unverschämten Almosenempfänger die Strümpfe mit einem Fluch an den Kopf geworfen. Wenn ein Austheiler von Traktätchen oder ein Mitglied der innern Mission bei ihr ein-

sprach, um sie um Beiträge zu bitten, so war der Strumpfvorrath ein allezeit bereiter Schatz, aus welchem eine Beisteuer erhoben werden konnte. Einer dieser würdigen Herren jedoch bemerkte einmal, als ihm die milden Beiträge in dieser Gestalt eingehändigt werden sollten, da die Strümpfe schwarz wären, so sähen sie dem Teufel zu ähnlich als daß sie ihm zusagen könnten und er müsse daher um Geld bitten.

„Wenn meine Strümpfe aussehen wie der Teufel, so ist dagegen das Geld die Wurzel alles Uebels und ich wünsche keinem guten Menschen ein übles Geschenk aufzunöthigen," entgegnete Mrs. Beardsley.

„Die drei Familien waren, wie ich schon bemerkte, in der Wohnung Mr. Stillman's junior versammelt. Dieser saß auf der Thürschwelle und spielte mit seinem jüngsten Knaben, der auf die lustigste Weise krähete und strampelte. Louise bewegte sich im Zimmer umher, um das und jenes in Ordnung zu bringen. Emily, das bereits erwähnte schöne Mädchen, saß mit einer einfachen Näherei in der Hand am Fenster. Die alte Mrs. Stillman wiegte sich in einem gepolsterten Schaukelstuhle und verwandelte eine Quantität Spitzen in eine Haube. Mr. Stillman senior saß neben ihr und betrachtete ihr Matronenantlitz mit der tiefsten Verehrung. Mrs. Beardsley handhabte ihre Stricknadeln mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, ihre schwarzen hellen Augen funkelten und auch der oberflächlichste Beobachter würde bemerkt haben, daß ein Gespräch von nicht gewöhnlichem Interesse im Gange war.

„Du bist meine einzige Tochter, Louise," sagte Mr. Beardsley, „das weißt Du recht wohl und wenn Dir die Mormonen lieber sind als ich, so habe ich nichts weiter zu sagen. Ich kann ja bei Deinem Bruder leben, aber dann bekommst Du auch nichts von mir."

„Aber einige Paar Strümpfe wirst Du mir doch geben,“ sagte Louise,

„Nein, auch die nicht, wenn Du so rücksichtslos gegen mich bist.“

„Wohlan, es kommt nichts darauf an, aber Du hast ja auch Deine Eltern verlassen, Mutter.“

„Das weis ich, aber Dein Großvater gab sein ganzes Vermögen seinen Söhnen. Ich sagte ihm noch eine Woche zuvor, ehe wir fortzogen, daß ich, wenn er mir eine Schenkungsurkunde über zehn Acker Waldland gäbe, ihn niemals verlassen würde,“ entgegnete Mrs. Beardsley.

„Was Du damit sagen willst, sehe ich,“ sagte Louise; „höchstens daß Du mehr an zehn Acker Waldland gedacht hast, als an Deinen Vater.“

„Mrs. Beardsley stutzte; von dieser Seite hatte sie die Sache noch nicht betrachtet.

„Wohlan, Mutter,“ sagte Mr. Stillman junior, „mach Dich nur fertig und komm mit. Ich zweifle nicht, daß es dort eine Menge Wittwer und Junggesellen giebt. Wer weiß, was Du dort noch für eine Partie machen kannst.“

„Oder,“ sagte Mrs. Beardsley, „es sind vielleicht auch verheirathete Männer darunter, welche meinen, daß eine alte Frau sehr gut zum Kinderwarten tauge.“

„Und zum Strümpfestricken,“ sagte Mrs. Stillman senior.

„Na Mutter, Du mußt mitkommen,“ sagte Louise, „es wird durchaus nicht anders.“

„Ja wohl,“ sagte Mrs. Stillman senior, „mach Dich fertig und komm mit.“

„Mach Dich fertig und komm mit,“ wiederholte der Alte.

„In diesem Augenblick ward ein Brief gebracht und Mrs. Beardsley eingehändigt.

„Von meinem Sohne," sagte sie, indem sie das Siegel erbrach. Sie las einen Augenblick, warf dann den Brief hin und fuhr fort zu stricken.

„Louise hob den Brief auf, überflog den Inhalt und sagte:

„Das ist allerdings etwas Neues."

„Was ist es denn?" fragte Mr. Stillman.

„Nun, Bruder Henry ist zu den Mormonen übergegangen und steht im Begriff auszuwandern."

„Na, Mutter, nun hast Du keine Ausrede mehr."

„Doch nun muß ich meine Geschichte schließen, denn dort kommen die Wagen und Mrs. Beardsley sitzt in einem derselben.

Achtzehntes Kapitel.

Emily's Geschichte.

Indem ich die mit dem ersten Tage unserer Reise zusammenhängenden Ereignisse übergehe, bemerke ich blos, daß wir die gewöhnliche Quantität von kreischenden Säuglingen, häßlichen Knaben und schmutzigen Mädchen bei uns hatten. Die Mütter schalten, wie sie stets schelten, die Väter rauchten Tabak und plauderten und die Prediger ermahnten. Mrs. Bradish hatte mich ihren Freunden vorgestellt und Emily's äußere Erscheinung machte auf mich einen sehr angenehmen Eindruck. Sie war sehr schön, wenigstens hielt ich sie dafür; schöne Frauen aber sind von Romandichtern so oft beschrieben worden, daß ich es nicht auch versuchen will. Eins jedoch war gewiß — unser Prophet und Oberhaupt betrachtete sie offen-

bar mit der innigsten Bewunderung. Die alte Dame suchte vergebens seine Aufmerksamkeit zu fesseln oder seine Gesellschaft zu theilen. Er hatte für Niemand Augen noch Ohren, als für Emily. Er ging mit ihr, er saß neben ihr, er war in ihrer Gegenwart weniger stolz und zurückhaltend. Wie zitterte ich für ihre harmlose Unschuld. Sie wußte nichts, sie ließ sich nicht einmal die Gefahren träumen, von welchen sie hier umringt war. Ich hatte von Mrs. Bradish gehört, daß ein gewisses Geheimniß sich an ihre Geburt knüpfte. Wahrscheinlich war sie eine Waise; war es nicht meine Pflicht, sie zu warnen und in meinen Schutz zu nehmen?

An einem schönen Abend, nachdem wir unser Lager aufgeschlagen, ein Feuer angezündet, unsere Abendmahlzeit bereitet und genossen hatten, ging Emily eine kleine Strecke beiseite und setzte sich auf einen kleinen mit Gras bewachsenen Hügel. Ich näherte mich ihr, wir begannen ein Gespräch und sie vertraute mir die Ereignisse ihres Lebens.

„Das Erste, dessen ich mich entsinne," hob Emily an, „ist, daß ich mich in einem großen alten Hause befand, umgeben von einer Menge schmutziger, blasser Kinder und dürftig und elend aussehende Männer und Frauen. Wir standen unter der Botmäßigkeit einer zahnlosen alten Frau, welche uns zu Bett brachte, uns des Morgens ankleiden half und uns bei Tage Befehle ertheilte, die niemals befolgt wurden. Mehrere Tage brachten wir damit zu, daß wir in den Feldern und Wäldern herumliefen und Beeren suchten, Hecken und Bäume erkletterten, Vogelnester suchten und alle Reisende anschrieen. Wir wurden niemals in eine Schule und Kirche geschickt, niemals im Beten und Singen unterrichtet oder sonst zum Guten angehalten. In dieser Beziehung schien zwischen uns und zwei andern Kindern, die zu demselben gehörten, ein unge-

heurer Unterschied obzuwalten. Vielleicht gehörten sie einer höhern Gattung Wesen an und ich erfuhr bald, daß die Herrin des Hauses ihre Mutter war. Wir durften niemals mit ihnen essen oder spielen und ihre weißen, mit Spitzen und Stickerei verzierten Musselinkleider stachen sehr gegen unsere groben Kittel ab. Endlich begann der Verstand in mir emporzudämmern. Ich empfand eine seltsame unbeschreibliche Wißbegier, eine geheimnißvolle Sehnsucht, die ich mir nicht zu deuten wußte, aber ich wünschte etwas von mir und meiner Abstammung zu wissen. Tausendmal hatte ich versucht, die alte Frau zu fragen, welche wir eine Muhme nannten, aber eben so oft war ich meinem Entschluß wieder untreu geworden, denn in meiner Ungewißheit wußte ich nicht, was ich für Worte anwenden sollte. Als ich jedoch älter wurde, verlor sich meine Schüchternheit und eines Tages trat ich keck vor die Alte hin.

„Nun, Kind, was giebt's," fragte sie.

„Ich möchte wissen, ob ich eine Mutter gehabt habe oder nicht?"

„Nun das versteht sich — jeder Mensch hat eine Mutter — aber wie kommst Du darauf?"

„Und habe ich auch einen Vater gehabt?"

„Aber, Kind, wie kommst Du nur darauf?"

„Weil ich es gern wissen möchte; weil ich Jemand haben möchte, der mich liebt und den ich wieder lieben könnte."

„Ach, an solche Dinge mußt Du nicht denken."

„Ich kann aber nicht anders. Und dann möchte ich auch wissen, warum die Madame uns nicht mit Helenen und Julien sprechen läßt und warum sie ihnen Pasteten und Kuchen giebt und uns nicht und warum —"

„Ich bitte Dich, Kind, schweig; Du erschreckst mich. Geh, geh, und spiele —"

„Aber Ihr habt es mir noch nicht gesagt."

„Ich kann Dir es auch nicht sagen. Du darfst keine solchen Fragen thun."

„Aber jedenfalls könnt Ihr mir doch sagen, warum hier viel mehr Leute sind, als ich jemals bei Mr. Mannington sahe und warum man alle Arten von kranken, lahmen und häßlichen Menschen hierherbringt, als ob nicht schon genug hier wären."

„Mein Himmel! es ist ja hier das Armenhaus."

„Und was ist das Armenhaus für ein Haus?"

„Nun dies ist das Haus, wohin alle Armen und Kranken gebracht werden, um Unterhalt und Pflege zu finden."

„Hat man mich auch hierhergebracht?"

„Du bist hier geboren, so viel ich weiß."

Nach einiger Zeit begann ich, mich aus der Nähe der Menschen, mit welchen ich bis jetzt umzugehen gewohnt gewesen, zurückzuziehen. Ich sehnte mich nach etwas Höherem und Edlerem. Die Blödsinnigen waren Gegenstand meines ganz besondern Widerwillens, denn mein Sinn war noch nicht gebildet genug, um sie zu bemitleiden.

Eine der Frauen im oberen Stock hatte einen kleinen Spiegel, in welchen sie mir manchmal hineinzusehen erlaubte.

„Kind, weißt Du, daß Du schön bist?" sagte sie eines Tages zu mir.

„Schön; was soll das heißen?" Ich kannte die Bedeutung des Wortes nicht.

„Nun, weißt Du nicht, daß Du hübsch bist? lieblich und angenehm wie die Blumen und Kolibri's?"

Ich begann mir ungefähr zu denken, was sie meinte.

„Nein, nein," sagte ich, „ich bin nicht hübsch; meine Kleider sind alt und mein Haar durch einander gewirrt."

„O, das thut nichts. Du bist doch tausendmal schöner als Mrs. Bassett's Mädchen mit all ihrem Putz und ihren schönen Locken. Dein Haar müßte sich auch sehr schön ringeln, wenn man ein wenig Sorge darauf verwenden wollte. Das sehe ich gleich. Komm, setze Dich einmal zu meinen Füßen und laß mich einmal einen Versuch machen."

Ich gehorchte sehr gern, aber die Aufgabe, welche die Frau sich gestellt, war keine leichte. Das Haar klebte fast wie Filz zusammen, denn es war seit einem Monat nicht gekämmt.

„Na, das muß ich sagen," rief sie, nachdem sie eine Weile daran herum gezaust hatte. „Hat man Dir in Deinem Leben das Haar nicht ausgekämmt? Na, weine nur nicht, Kind, sonst habe ich nicht den Muth, fortzufahren. So ein Haarfilz ist mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen."

Ich ermannte mich und beschloß den Schmerz heldenmüthig zu ertragen und mir das Haar kräuseln zu lassen. Was mußten die übrigen Kinder da für Augen machen, wenn sie mich auf einmal in Locken einhergehen sahen!

Eine Stunde verstrich wahrscheinlich, ehe meine Frisur beendet war. Hierauf wurden mit Hülfe von etwas Seife und Wasser meine Hände und mein Gesicht einigermaßen gesäubert.

„Wirklich, Kind, es freuet mich, Dich so zu sehen. Schau nur her!" und sie hielt mir den kleinen Spiegel vor die Augen. Ich sah hinein und schrie laut auf vor Freude.

„Na, nun gehe hinunter und zeige Dich."

Ich zögerte einen Augenblick und gehorchte dann. Ein halb blödsinniges Weib ging eben, als ich hinunterkam, mit einem großen Faß Wasser durch die Hausflur. Bei meinem plötzlichem Erscheinen fuhr sie überrascht zusammen, ließ das Faß aus den Händen gleiten und bespritzte damit das schöne

Kleid der Hausmeisterin, welche in Begleitung einer Dame, die bei ihr auf Besuch gewesen, eben aus ihrem Zimmer trat.

Die Blödsinnige stand bleich und zitternd da, die Hausmeisterin schaute sich um und sah mich. Die fremde Dame aber hatte mich zuerst gesehen und die wechselnden Gefühle des Mitleids, der Bewunderung und Ueberraschung malten sich deutlich in ihren Zügen.

„Ach, Du bist's, Du Nickel!“ rief die Hausmeisterin. „Da wundert's mich freilich nicht, daß Sally erschrocken ist, wenn Du mit so aufgeputztem Haar herumläufst. Laß Dich nicht wieder so sehen.“

„Im Gegentheil,“ sagte die fremde Dame, „ich würde mich freuen, ein so schönes Kind alle Tage zu sehen und es fortwährend in meiner Nähe zu haben. Schauen Sie nur; noch niemals habe ich so schöne Locken und so ausdrucksvolle Augen gesehen.“

Diese letzte Bemerkung war eine sehr unzeitige, denn Mrs. Bassett's beide Töchter hatten sich mittlerweile genähert und standen neben ihrer Mutter. Sie schauete zornig erst mich und dann ihre Kinder an.

„Gleich geh hinauf und warte, bis ich Dich holen lasse,“ sagte sie und ich gehorchte sofort.

In der Abenddämmerung hörte ich in dem Familienzimmer heftig schluchzen. Meine Neugier war unbezwinglich und ich schlich mich leise hinunter, um zu horchen. Gleich darauf sagte eine Stimme, in welcher ich die Juliens erkannte: „O Mutter, das ist wirklich zu hart! Ich kann und will es nicht ertragen. Denke nur, jene Dame sagte, ihr Haar und ihre Augen wären die schönsten, die sie jemals gesehen.“

„Weine nur nicht, Julie, ich will schon dafür sorgen, daß Du nicht wieder auf diese Weise beleidigt wirst.“ Hierauf

näherte sie sich der Treppe und rief so laut als sie konnte: „Emily, komm herunter."

Zitternd vor Furcht gehorchte ich.

„Wie kannst Du Dir unterstehen, in meiner Gegenwart gerade in einem solchen Haarputz zu erscheinen, wie meine Julie? Weißt Du nicht, daß sich das für ein Kind, wie Du bist, nicht schickt?"

„Nein, Madame, das habe ich nicht gewußt."

„Wohlan, so sage ich es Dir hiermit und damit Du nicht wieder einen solchen dummen Streich machst, werde ich Dir das Haar abschneiden. Geh Julie und hole mir meine Scheere."

Julie gehorchte mit Freuden.

„Nun setze Dich hierher."

Ich setzte mich vor sie und die Operation begann. Nach wenigen Minuten war mein Haar dicht vom Kopfe abgeschoren. Julie lachte unmäßig.

„Still, still, Julie," sagte die Mutter. „So sieht es weit schicklicher für ein Mädchen wie Du bist, deren Mutter weiter nichts gewesen ist als eine —" Sie stockte.

„Was ist meine Mutter gewesen?" fragte ich.

„Nichts — Du gehst nun sogleich zu Bett."

Ich entfernte mich und Julie sagte, während ich hinausging:

„Nun wird sie Mrs. Burney nicht wieder so gefallen."

Ich ging hinauf und begegnete Betsey am Eingange ihres Zimmers.

„Mein Himmel, Kind, was hat man denn mit Dir vorgenommen?" rief sie.

Die Lichter brannten und sie konnte mich daher deutlich sehen.

„Man hat mir das Haar abgeschnitten.“

„Die Heiden, Die Barbaren! Wer denn?

„Die Madame.“

„Warum denn?“

„Sie sagte, es schickte sich für ein Kind wie ich nicht, das Haar so zu tragen, wie Miß Julie das ihre trägt.“

„So? Was ist sie denn Besseres als Du? Ihr Vater starb im Gefängniß und ihre Mutter lebte jahrlang von Almosen und sie selbst, die jetzt so vornehm thut, ging jahrelang auf Arbeit, bis Bassett, ein alter Wittwer, der ein kleines Haus und viele Kinder hatte, sich ihrer erbarmte,“ und Betsey machte eine Pause, um erst wieder zu Athem zu kommen.

Ich stand da und hörte sie an, obschon ich nicht im Stande war, die volle Bedeutung ihrer Worte zu begreifen.

„Was redet Ihr denn da oben, Betsey?“ rief auf einmal Mrs. Bassett vom Fuße der Treppe herauf.

„Die Wahrheit,“ entgegnete Betsey.

„Untersteht Euch nicht wieder, so etwas von mir zu sagen. Ich leide das nicht.“

„O, Sie müssen es leiden“ rief Betsey, die nun erst recht in die Hitze kam. „Sie müssen es leiden, weil sie es nicht ändern können und ich sage, was ich will. Sie hat diesem armen Kinde die Haare abgeschnitten, blos weil Mrs. Burney Gefallen daran gefunden hat. Ich wundre mich wirklich, daß sie dem Kinde nicht auch die Augen ausgestochen und ihm Vitriolöl in's Gesicht geschmiert haben, um es eben so häßlich zu machen, wie ihre großen Bälger mit den schuppigen Gesichtern und plattgedrückten Nasen.“

Mrs. Bassett hatte mehrmals zu sprechen versucht, aber Betsey's Beredsamkeit ließ sie nicht zu Worte kommen und eine Menge Leute im Hause, welche den ungewohnten Lärm

hörten, kamen auf den Kriegsschauplatz geeilt und fragten, was es gäbe.

„Seht nur her!“ rief Mrs. Betsey, „seht nur her!“ und sie zog mich hervor in's Licht, daß mich Alle sehn konnten. „Seht nur, wie sie dem armen Kinde das Haar abgeschnitten hat, blos weil es viel hübscher war als Juliens.“

„Das hat die Madam gethan? — O, wie schändlich! wie schändlich!“

Mrs. Bassett hatte eine lange Peitsche herbeigeholt, womit sie kräftig um sich hieb, so daß es ihr endlich gelang, die Menge zu zerstreuen, während ich mich furchtsam zu Bett legte.

Nächsten Tag kam Mrs. Burney wieder und fragte nach mir. Ich hörte ihre freundliche Stimme und Mrs. Bassett's Antwort.

„Aber entschuldigen Sie, Madame, was wollen sie denn mit dem Kinde?“

„Ich will es mit nach Hause nehmen. Ich habe von den Inspectoren die Erlaubniß dazu erhalten.“

„Sie wollen sie wohl als Magd annehmen?“ fragte Mrs. Bassett.

„Nein, als Tochter. Ich wünsche sie zu adoptiren und zu meiner Erbin zu machen.“

„Was, was, Sie wollen doch nicht etwa ein Kind adoptiren, dessen Mutter nichts gewesen ist als eine —“ Das letzte Wort hörte ich nicht.

„Mrs. Bassett, ich habe es einmal gesagt. Das Kind ist gut und unschuldig und so außerordentlich schön. Wollen Sie die Güte haben, es zu rufen?“

„Mrs Bassett zögerte und suchte einen Vorwand, da sie aber keinen fand, so ließ sie mich in ihr Zimmer holen.

„Mrs. Burney betrachtete meinen kahlgeschorenen Kopf

mit einem Gemisch von Ueberraschung und Mitleid, wendete sich dann zu Mrs. Bassett und fragte:

„Wer hat denn das Kind so zugerichtet?"

„Wenn Sie damit meinen, wer ihr das Haar abgeschnitten hat, so diene Ihnen zur Antwort, daß ich es gethan habe. Ich halte es nicht für schicklich, wenn ein solches Kind Locken trägt."

Mrs. Burney traten die Thränen in die Augen und sie sagte: „O, Mrs. Bassett, wie konnten Sie so grausam sein! Komm her, mein Kind. — Die Locken werden schon wieder wachsen."

„Soll ich mit Ihnen gehen?" sagte ich, indem ich mich dicht an die freundliche Dame anschmiegte.

„Ja, mein liebes Kind, Du sollst mit mir gehen und meine Tochter sein."

„Was heißt Tochter?"

„Ich will Deine Mutter sein," antwortete sie.

„Wirklich? wirklich?" rief ich, indem ich im Zimmer umhertanzte; „o wie glücklich werde ich sein!

Ich hatte noch keine Erfahrung von der Liebe oder Zärtlichkeit einer Mutter, aber doch sagte mir ein natürlicher Instinkt, daß es etwas außerordentlich Schönes und Liebes sein müßte.

Die Geschichte von Emily's Aufenthalt bei Mrs. Burney und der Erfahrungen, welche sie dort machte, muß einem späteren Kapitel vorbehalten bleiben.

Neunzehntes Kapitel.

Verschiedenes.

Ich brauche wohl kaum erst zu bemerken, daß mit Smith's Ableben der Mormonismus in vielen Dingen eine neue Gestalt gewann. Der Grund davon lag hauptsächlich in der Verschiedenheit des Charakters der Anführer. Brigham versuchte, obschon er an Wunder zu glauben vorgab, doch selten dergleichen zu thun und hörte endlich ganz auf, von solchen Dingen zu sprechen. Smith hatte den geistigen Ehestand unter dem Vorwand einer rein platonischen oder vielmehr geistigen Liebe eingeführt, Brigham dagegen redete offen der Vielweiberei das Wort und um zwischen seinen Lehren und seinem eigenen Handeln die erforderliche Uebereinstimmung herbeizuführen, heirathete er drei Weiber an einem und demselben Tage. Vor Smith's Tode war auch schon die Vielweiberei allmälig Mode geworden, obschon die Ansichten der Damen in diesem Punkte getheilt waren. Die letztern meinten, es sei nicht blos ein Vorrecht, sondern eine Pflicht und die Tugenden der Gläubigen wurden größtentheils nach der Zahl ihrer Frauen bemessen. Während der Reise jedoch hatte man wenig Zeit zu freien oder freien zu lassen.

Unser Führer war ein junger Mann, Namens Harmer, welcher den Titel Kapitain führte, weil er früher einmal diese

Charge unter der Mormonenlegion bekleidet, welche als die ersten Vorläufer dieser Religion die Regionen des großen Salzsees auf der Ueberlandreise nach Californien explorirt hatte. Hauptsächlich seine Schilderungen von der gesunden Lage, Schönheit und Fruchtbarkeit dieses Landes waren der Grund, aus welchem die Mormonen sich veranlaßt gesehen, dorthin auszuwandern.

Harmer schien der Aufgabe, die er sich gestellt, vollkommen gewachsen zu sein. Rüstig, kräftig und energisch schien er einer Ermüdung gar nicht fähig zu sein und da er überdies auch viel Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung besaß, so erlangte er bald einen unbegrenzten Einfluß auf die Gemüther Anderer.

Wir reisten mehrere Tage durch ein von weißen Leuten nur dünnbewohntes Land, über weite, wellenförmige Prairien mit vielleicht einem kleinen Haus in der Mitte, gleich einem einsamen Schiffe auf einer grenzenlosen Fläche des Oceans, an den Ufern sumpfiger Ströme hin und unter den Schatten der imposanten Baumwollenholzbäume. Wir erlebten wenig Abenteuer, die sich des Aufzeichnens verlohnten — vielleicht brach ein Wagen, oder ein Pferd ward lahm. Nicht selten wurden wir durch die Musik jener Familienorgeln, der schreienden Säuglinge, unterhalten. Zuweilen weigerte sich ein widerspenstiges Maulthier seine Pflicht zu thun, oder eine Kuh trennte sich von unserer Gesellschaft ohne Adieu zu sagen. Im Ganzen genommen jedoch hatten wir eine schöne Zeit, besonders im Vergleich zu der, welche uns bevorstand.

Wir zählten einhundert und zwanzig Wagen, jeder von vier Maulthieren gezogen, fünfzig Reiter und fünf und zwanzig Handpferde, überdies eine große Menge Rinder, Schafe und Schweine, die bestimmt waren, unterwegs geschlachtet zu wer-

den oder wenn wir am Ziel unserer Reise angelangt wären, den Stock unseres Viehstandes zu bilden.

Als wir in St. Louis ankamen, trafen wir noch mehrere Wagen, die auf uns warteten und nach kurzem Aufenthalt setzten wir über den Mississippi und begannen nun den Marsch durch den unbewohnten Ocean der Prairie. Ich bemerkte hier, daß ich in Folge der Zeit, die seitdem verstrichen ist, so wie des vielen Ungemachs, welches ich zu erdulden gehabt, die Namen von vielen der Ströme und Gebirge vergessen und nur die allgemeinen Grundzüge des Landes im Auge behalten habe. Wir schlugen die Straße nach Santa Fé ein, hielten uns diesen Tag fortwährend in derselben Richtung und lagerten uns beim Einbruch der Nacht am Ufer eines kleinen Flusses.

Während unserer Reise pflegten wir in der Regel eine Stunde vor Sonnenuntergang unser Lager aufzuschlagen. Die Wagen wurden ringförmig so neben einander gestellt, daß sie eine Art Barrikade bildeten, in deren Mitte Zelte nach militairischer Weise aufgeschlagen wurden. Die Maulthiere und Pferde wurden dann zugleich mit den Zuchtvieh auf die Weide getrieben und von den Männern abwechselnd gehütet. Mit Einbruch der Nacht wurden Pferde, Maulthiere und Rinder zusammengetrieben und an in die Erde geschlagene Pfähle angebunden, während Schafe und Schweine in die Einfriedigung getrieben wurden. Mit Tagesanbruch wurden die Leute geweckt, die Thiere wieder auf die Weide getrieben und das Frühstück bereitet.

Mrs. Bradish war außerordentlich geschäftig und erklärte, daß dieses Nomadenleben für sie etwas ganz Herrliches sei.

„Ist es nicht ganz romantisch?“ sagte sie, indem sie sich umschaute. „Diese vielen Familien, die alle unter freiem Himmel kochen und essen — gerade wie Zigeuner.“

„Allerdings sieht es etwas sonderbar aus," sagte ich.

Mr. Ward machte seinen gewöhnlichen Vergleich mit dem Zuge der Israeliten nach dem Gelobten Lande.

„Und sind wir einmal erst dort," sagte Brigham, „dann wollen wir den Heiden unsere Macht und Unabhängigkeit von ihnen und ihrer teuflischen Regierung zeigen, Ja dort —" und er nickte bedeutsam mit dem Kopfe.

Um Mittag machten wir auf ein paar Stunden Halt, um auszuruhen und zu speisen und am zweiten Tage unsers Marsches passirten wir einen kleinen Fluß. Während wir des Abends unser Lager aufschlugen, erschrak eine der Frauen über eine ungeheure große Spinne. Ihr Gekreisch machte die Pferde schüchtern, sie begannen zu bäumen und auszuschlagen und rissen sich endlich los, worauf sie in vollem Galopp über die Hügel hinwegsetzten Harmer und einige Andere ritten ihnen nach, brachten sie aber erst am nächsten Morgen zurück.

Mrs. Bradish konnte ihren Verdruß nicht verbergen.

„Nun seht, was Ihr da gemacht habt! Ich würde mich vor mir selbst schämen — sich vor einer Spinne zu fürchten. Wie, wenn sich nun nicht blos diese Thiere, sondern auch die Leute verirrten und gar nicht wiederkämen? Was sollten wir denn ohne Harmer anfangen?"

Mr. Ward sagte, er fürchte nicht, daß der Vorfall so schlimme Folgen haben werde, aber freilich könne er auch nicht begreifen, wie man über eine Spinne so erschrecken könne.

Der Ehemann der Frau schalt sie tüchtig aus und drohte sogar sie durchzubläuen, welche Aeußerung Brigham mit beifälligem Lächeln hinnahm. Ueberhaupt bemerkte ich, daß je weiter wir uns von den civilisirten Niederlassungen entfernten, desto tyrannischer die Männer wurden und ich begann zu fragen, was am Ende noch daraus werden solle.

Gegen Morgen begann es heftig zu regnen und da unsere Zelte aus leichtem, dünnem Stoff gefertigt waren, so leisteten sie dem wässerigen Elemente nur geringen Widerstand, so daß wir als der Morgen kam einen sehr beklagenswerthen Anblick darboten. Wir waren alle naß wie die gebadeten Mäuse, um einen gewöhnlichen Ausdruck zu brauchen, und obschon ich das Ungemach der Andern theilte, so mußte ich doch über ihr klägliches Aussehen herzlich lachen. Einige schienen eben so wie ich die Sache von der humoristischen Seite zu nehmen, Andere weinten, die Kinder schrieen aus vollen Hälsen und nicht wenige von den Männern ließen Worte hören, die gerade wie Fluchen klangen.

„Mein Junge ist mir bald ersoffen," sagte eine Frau indem sie einen hagern, bleichen Knaben empor hielt, der in der That aussah, als hätte ihn das Wasser durchweicht.

„Haltet ihn bei den Füßen in die Höhe," sagte einer der Männer.

„Nein, thut das nicht; der Kopf könnte abfallen," sagte ein anderer.

„Ach, sehet nur meinen Hut an!" kreischte eins der Mädchen.

Der Hut war mit Kleister steif gemacht und bildete jetzt blos eine Masse von nassem Papier und Mehlbrei.

„Das ist wirklich zu toll," sagte Mrs. Stillman sen.; „ich hätte nicht gedacht, daß so etwas passiren könnte."

„Ich hätte nicht gedacht, daß so etwas passiren könnte," seufzte das Echo, ihr Mann.

Louise sagte, daß sie so etwas und noch viel Schlimmeres allerdings erwartet habe.

„Dann," sagte Mrs. Beardsley, „bist Du ein Narr gewesen, jemals eine solche beschwerliche Reise anzutreten. Ich bin neugierig, was noch daraus werden soll. Hier liegt meine

Strickerei, naß wie eine Wasserratte. Ich kann sie gar nicht weiter gebrauchen."

„Aber, Mutter, sie wird ja wieder trocknen, sobald der Regen aufhört."

„Wenn der Regen aufhört — so!" sagte die Alte. „Wenn wird er denn aufhören? Ich habe gehört, daß es manchmal gleich zwei oder drei Wochen hinter einander gerade herunter regnet."

Harmer, der eben wieder zurückgekehrt war, blickte ernsthaft zum Himmel empor.

„Ach, Madam," sagte er, „das ist noch gar nichts gegen das, was ich erlebt habe. Ich weiß, daß es einmal sechs Monate lang regnete, und wir gewöhnten uns so an das Wasser, daß wir darin herum planscherten wie die Enten."

„Dann stehe der Himmel mir bei!" rief die Alte; „das wäre mein Tod!"

Das Schlimmste aber war, daß wir kein Feuer zur Bereitung des Frühstücks anzünden konnten und fast alle unsere Lebensmittel waren durch und durchgeweicht. Brigham ertrug alles mit der Gleichgültigkeit des Philosophen oder des Fanatikers.

Der Regen, sagte er, sei wahrscheinlich gesendet worden, um ihren Glauben und ihre Geduld auf die Probe zu stellen, und er hoffe, daß Alle den Geist wahrer Gläubigen bethätigen würden.

Mr. Ward machte den Vorschlag, eine Art Kamin aus Brettern zu bauen. Dies war bald geschehen und nun bereitete eine Familie nach der andern ihr Frühstück, doch ward es mit Unlust verzehrt. Die Männer standen rings herum, während das Wasser von ihren herabgekrämpten Hüten herunter rann, die Kleider der Frauen hingen triefend herab, fünf oder

sechs Kinder, die noch nicht ordentlich gehen konnten, wälzten sich in den Pfützen herum, während die Buben von acht oder zehn Jahren wie junge Kannibalen jauchzend und heulend in dem Regen und Schmutz umhersprangen.

Endlich brach Harmer in ein lautes unbezähmbares Gelächter aus.

„Wirklich, eine Komödie wäre lange nicht so spaßhaft als der Anblick, den Ihr Alle darbietet. Seht nur einmal Mrs. Beardsley's Haar!"

Das Haar der alten Dame, welches falsch war, war ihr über das Gesicht herabgefallen und hing baumelnd und triefend herunter.

Gegen Mittag hörte der Regen auf und die Sonne schien wieder sehr warm, so daß wir Gelegenheit erhielten, unsere nassen Kleider zu trocknen. Zugleich ward ein Ochse geschlachtet und das Fleisch zu gleichen Portionen unter die Gesellschaft vertheilt. Die Folgen des Regens dauerten noch einige Zeit. Mehrere von den Kindern und auch einige Frauen wurden krank. Zum Glück hatte ich während unseres Aufenthalts in St. Louis für eine Menge kleine Bedürfnisse an Arzneien und Stärkungsmitteln gesorgt, welche jetzt den Kranken und Schwachen sehr zu statten kamen. Mrs. Murray gehörte zu den Erstern; obschon sie aber ihren Gatten, als er verwundet war, so treulich gepflegt hatte, so erwies er ihr doch bei der gegenwärtigen Gelegenheit nur geringe Aufmerksamkeit, sondern saß kosend bei Mrs. Cook. O, wie groß ist doch die Undankbarkeit und Falschheit der Männer!

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Vernachlässigung ihres Gatten und die verächtliche Begegnung von Seiten seiner Begleiterin ihr gefühlvolles Gemüth tief verletzten und viel zur Abkürzung ihres Lebens beitrugen; überhaupt maß ich ihre

Krankheit mehr dieser als irgend einer andern Ursache bei. Sie ward schwermüthig und saß oft den ganzen Tag da, ohne mit Jemandem zu sprechen oder etwas zu beachten. Nicht lange darauf ward eins ihrer Kinder von einer bösen Ruhr ergriffen. Die Mutter blickte freudig zum Himmel auf und lächelte.

„Meine Kinder," sagte sie, „sind die einzigen Bande, die mich an diese Erde fesselten. Ich danke meinem himmlischen Vater, daß er mein Gebet erhört hat und nun im Begriff steht, sie zuerst hinwegzunehmen. Ja, Vater, ich danke Dir," rief sie, indem sie Augen und Hände gen Himmel hob, „daß Du gnädig unser gedenkst und uns zu Dir nimmst."

In derselben Nacht noch erkrankten auch die andern Kinder und ehe der Sonnenaufgang des nächstfolgenden Tages die Spitze der fernen Berge beleuchtete, waren sämmtliche drei Kinder entschlafen.

Die Mutter weinte nicht und murrte nicht, im Gegentheile, ihr Antlitz strahlte vor heiliger Freude und ihre Augen blickten wie verklärt. Ich bereitete die weißen Gewänder für die kleinen Leichen und sie wurden in ihrer sanften, kalten Schönheit unter den tausend Sternen und den ruhigen Mondstrahlen neben einander gebettet. Ihr Grab war am Fuße eines grünen Hügels am Ufer eines kleinen Stromes inmitten eines kleinen Pappelwäldchens gegraben worden. Drei Diener standen mit flammenden Fackeln in der Nähe, während zu Zwei und Zweien der lange Zug kam, um ihre bleichen Gesichter noch einmal zu sehen.

Mr. Murray nahete und die Mutter der todten Kinder stützte sich auf seinen Arm. Ganz gewiß rührte sich in ihm das Gewissen, denn seine Knie zitterten und er warf sich neben den kleinen Leichen auf die Erde nieder und stöhnte laut.

Nicht so die Mutter. Sie stand ruhig und gefaßt einen Augenblick da, bückte sich dann und küßte die kalten Stirnen, strich die todtesfeuchten Locken glatt und stimmte dann ein lautes Dank- und Triumphlied an, daß ihre Lieblinge vorangegangen, daß sie im Begriff stehe, ihnen zu folgen.

Es war ein seltsamer, ergreifender Anblick — die Nacht, die schimmernden Fackeln, welche flackernd und mit unsicherem Lichte die versammelte Menge beleuchteten, dann die todten Kinder — das offene Grab — der weinende Vater und diese Mutter, welche einen Gesang des Sieges und unsterblicher Hoffnung erschallen ließ.

Nachdem die Feierlichkeit beendet war, drängte ich mich herbei, um ihr meine Hand zu bieten.

„Wollen Sie diese Nacht bei mir zubringen?“ fragte sie, „eine innere Stimme sagt mir, daß es meine letzte sein werde.“

„Ja wohl, wenn Sie es wünschen; aber geben Sie doch nicht so düsteren Gedanken Raum.“

„So düsteren?“ sagte sie. „O für mich sind sie das höchste Glück!“

Nachdem ich Mr. Ward von ihrem Wunsche in Kenntniß gesetzt, begab ich mich in ihr Zelt.

Mr. Murray kam herein und setzte sich, ohne von ihr bemerkt zu werden, in eine Ecke. Sie lag auf einem Strohsack und jetzt, wo die Erregung der vergangenen Stunde vorüber war, war sie bleich und schwach wie ein Kind.

„Ich wünschte, daß Sie bei mir sein möchten, Mrs. Ward, in dieser, wie ich fest glaube, meiner letzten Stunde. Ich habe schon lange geahnt, daß mein Tod nahe sei und der Gedanke war für mich ein freudiger. Ich hatte nichts auf Erden, wofür ich lebte, als meine Kinder und nun sind sie

aufgehoben und ich danke Gott dafür — ich danke Gott dafür."

Sie lag einen Augenblick still und hob dann wieder an:

„Sie haben in meinem großen Kummer Mitleid mit mir gehabt, einem Kummer, der zum ewigen Heile meiner Seele geheiligt worden. Einmal glaubte ich an das Mormonenthum, einmal ward ich vom Glauben meines Vaters abtrünnig und vergaß die Mahnungen, die mir meine Mutter auf ihrem Sterbebette gab. Aber die Untreue meines Gatten öffnete mir die Augen und ich fühlte — ich wußte — daß ein Glaube, welcher so sündhafte Gebräuche heiligte und beförderte, vom Bösen stammen müsse und ich sagte mit den Worten des Patriarchen: „O meine Seele, komme nicht in ihr Geheimniß und meine Ehre halte sich fern von ihnen. Aber Umstände verwehrten mir die Rückkehr zu den Freuden meiner Jugend."

„Sie ermatten sich, Mrs. Murray," sagte ich; „hier, nehmen Sie dies," und ich reichte ihr einen angenehm schmeckenden stärkenden Trank.

„Fühlen Sie meinen Puls," sagte sie.

Ich that es. Er war kaum noch zu fühlen. Ich sah, daß es rasch mit ihr zu Ende ging.

„O Freude, Freude!" rief sie. „Ich gehe heim."

Mr. Murray hielt sich nun nicht; er stand auf und näherte sich dem Bett der Sterbenden.

„Sarah, mein Weib," sagte er, „hast Du kein Wort des Mitleids und der Liebe für mich?"

Sie öffnete ihre halbgeschlossenen Augen, streckte ihre hagere weiße Hand aus und murmelte mit matter Stimme: „Mein Gatte, ich bemitleide Dich und vergebe Dir!"

„Und ist das alles?" sagte er mit vor Bewegung erstickender Stimme.

„Was ist noch weiter nöthig?"

„Unglücklicher, der ich bin," stöhnte er; „o, daß ich Dir und der Tugend treu geblieben wäre."

Mrs. Murray schien seine Nähe ganz vergessen zu haben.

„Neigen Sie sich zu mir, Mrs. Ward," murmelte sie.

Ich bückte mich über das Bett.

„Mein letzter Wunsch ist, neben meinen Kindern begraben zu werden, aber lassen Sie nicht diesen Menschen, Brigham, in meine Nähe kommen. Ich verbat mir auch seine Anwesenheit bei dem Begräbniß meiner Kinder. Ja, ich kniete vor ihm nieder und flehte ihn an, davon wegzubleiben. O, im Glauben der Mormonen ist nicht gut sterben."

„In welchem Glauben sterben Sie denn?" sagte ich feierlich.

„In dem Glauben, in welchem ich geboren ward, und hier," sagte sie, „ist ein Brief, den ich Sie bitte, meinem ehrwürdigen Pastor zu senden, wenn sich eine Gelegenheit dazu darbieten sollte."

Und sie zog ein beschriebenes Blatt Papier aus den Falten ihres Kleides.

„Wollen Sie es thun?" murmelte sie mit immer matter werdender Stimme.

„Sobald als sich eine Gelegenheit dazu darbietet."

„Nun lesen Sie."

Ich öffnete ein neben ihr auf dem Bett liegendes Neues Testament und begann zu lesen. Ein oder zwei Mal versuchte sie zu sprechen, aber die Stimme versagte ihr den Dienst. Endlich kam ich zu jener unnachahmlich schönen Stelle: „Ich bin die Auferstehung und das Leben, sagt der Herr, wer an mich glaubt, der soll leben ob er gleich stürbe und wer da lebt und an mich glaubt, der soll nicht sterben."

Sie raffte alle ihre Kräfte zusammen und rief: „Amen! Amen! Herr Jesus, nimm meinen Geist auf!"

Sie röchelte ein wenig, ein Schatten flog über ihr Antlitz und Alles war still.

„Laß mich den Tod des Gerechten sterben; laß mein letztes Ende sein wie das seine!"

Mr. Murray richtete sich auf, betrachtete wehmüthig das Antlitz der Todten und schickte sich an hinauszugehen.

„Wollen Sie Mrs. Stillman zu meinem Beistande herbeirufen?" fragte ich.

Er war damit einverstanden und nach einigen Minuten kam die Gerufene herein. Diese Nacht blieben wir bei der Todten sitzen und als der Morgen dämmerte, ward das Grab der Kinder wieder geöffnet, um nun auch die Leiche der Mutter aufzunehmen. Da kein Geistlicher dabei zugegen war, so las ich am Grabe den schönen und ergreifenden Todtensegen der Kirche von England.

Mr. Murray schien für den Augenblick tief erschüttert zu sein, aber sein flatterhafter Sinn vermochte den Eindruck eines schmerzlichen Kummers nicht lange festzuhalten.

Zwanzigstes Kapitel.

Das Passiren eines Flusses und die Folgen davon.

Bis jetzt hatte uns das Passiren der Ströme noch keine Schwierigkeiten gemacht. Sie waren breit und seicht gewesen mit hartem Bett, so daß die Maulthiere bequem die Wagen hatten hindurchziehen können. Jedoch das Uebel sollte noch kommen. Eines Tages kamen wir an das Ufer eines tiefen,

trüben, reißenden Flusses von zweihundert Yards Breite mit einem anscheinend felsigen Bett. Es ward Halt gemacht und eine Berathung gepflogen. Einige schlugen vor, die Wagen abzuladen, auseinander zu nehmen und alles nach und nach in einem kleinen der Gesellschaft gehörigen Gummiboote hinüberzuschaffen; Andere gaben den Rath, einen Floß zu bauen, welches im Stande wäre, die Wagen und ihre Ladungen zu tragen, während noch eine dritte Partei der Meinung war, daß die Maulthiere hindurchschwimmen und die Wagen nach sich ziehen könnten.

„Ach, schweigt doch mit solchem Unsinn," sagte Harmer. „Die Thiere würden sich in die Stränge verwickeln und müßten ersaufen. Ich sage Euch, wir müssen ein Floß bauen."

Mit diesen Worten ergriff er eine Axt und machte sich auf den Weg nach einem Pappelhain. Mehrere Andere gesellten sich zu ihm und es ward rüstig angefangen an dem Floß zu bauen.

„Ich möchte wissen, wie wir eigentlich hinüberkommen werden," sagte Mrs. Beardsley; „ich wollte, ich wäre wieder daheim. Wie fürchterlich wurden wir neulich eingeweicht, als es so regnete. Die arme Mrs. Murray und ihre Kinder hatten gar den Tod davon. Mrs. Crosman sagt, sie sei seit diesem Tage nicht wieder ordentlich gesund geworden und zwei ihrer Kinder hätten beinahe die Lungenentzündung bekommen. Es ist furchtbar, wenn man das bedenkt."

„Ja wohl," sagte Mrs. Stillman sen.

„Ja wohl," wiederholte ihr Gatte.

Mrs. Bradish war wie gewöhnlich von Muth und Heroismus beseelt. Sie wollte mit ihrem Pferde durchschwimmen,

sagte sie und ritt in Mannskleidern an dem Strome auf und ab, um die sicherste Stelle zu ermitteln. Sie schlug sogar vor, daß jeder Reiter eine Frau hinter sich nehmen und mit ihr durch den Strom schwimmen sollte, was jedenfalls die sicherste und schnellste Transportmethode sei.

„Habt Glauben und alles wird gut gehen," rief Brigham; „was mich und meine Weiber betrifft, so könnten wir trocknen Fußes hindurchgehen, wenn ich wollte, aber ich will nicht."

„Ich wünschte, Sie wollten es und führten uns alle auf diese Weise hinüber," sagte Mrs. Beardsley. „Es liegt mir durchaus nichts daran, meine Strickerei wieder naß werden zu sehen. Sie brauchte zwei Tage, ehe sie trocken ward und in zwei Tagen hätte ich einen Strumpf stricken können."

„Wenn nichts weiter auf dem Spiele stünde, als daß die Strickerei naß war, so wäre der Schaden allenfalls noch zu verschmerzen," sagte Louise.

Und dennoch hatte Louise mit dieser Bemerkung Unrecht, denn der Werth der Dinge beruht in ihrer Schätzung.

„Kann mir Jemand sagen, was man da unten machen will?" sagte Mrs. Stillman sen., als sie sich dem Feuer näherte, an welchem ich unser Mittagessen bereitete.

„Man baut ein Floß," antwortete ich.

„Was ist das für ein Ding?" fragte sie.

„O, beschreiben kann ich es nicht, aber Sie werden es wahrscheinlich bald zu sehen bekommen."

„Na, solche Dinge, wie hier vorkommen, habe ich in meinem ganzen Leben nicht gesehen."

„Ich auch nicht," wiederholte der alte Mann, der stets seiner Frau auf den Fersen folgte.

„Ich sehe darin durchaus nichts Sonderbares," sagte Mrs. Bradish. „Es ist nichts Sonderbares, daß hier ein Fluß ist, oder daß wir hinüber müssen, oder daß zu diesem Zwecke ein Floß gebaut wird. Ich habe darauf längst gerechnet."

Das Floß war bald fertig. Es bestand aus Baumstämmen von mittler Größe, die mit starken Seilen und Ketten an einander befestigt und worauf dicke Breter gelegt und mit eisernen Nägeln befestigt waren. Nur ein Wagen konnte auf einmal hinübergeschafft werden und das Ueberfahren ward sofort begonnen. Fünfundzwanzig Reiter sollten zuerst hinüber, um die an das Floß angebundenen Seile hinüberzuschaffen. Mrs. Bradish erklärte, sie werde diese Partie mitmachen und bestand darauf, daß fünfundzwanzig Frauen jede sich einen Cavalier wähle und hinter ihnen auf den Pferden Platz nehmen sollten.

„Laßt Euch doch nicht so etwas einfallen," sagte ein Mann, Namens Randolph, der in St. Louis zu uns gestoßen war und sehr gern anstellte und Rath ertheilte. „Laßt Euch doch nicht so etwas einfallen, Ihr Weiberchen. Ihr könnt ja mit weit weniger Gefahr, naß zu werden, Euch in den Wagen übersetzen lassen. Meinen Sie nicht auch so, Bruder Brigham?"

Mrs. Bradish warf ihm einen vernichtenden Blick zu.

„Ich sehe nicht ein, weshalb ihr Männer Euch fortwährend in die Angelegenheiten der Weiber mischt. Mein Entschluß ist gefaßt. Was sagen die Andern?"

„Kommen Sie, Emily, gehen Sie mit mir. Ich bringe Sie hinüber wie eine Ente," sagte Harmer.

In diesem Augenblick näherte sich unser stolzer Hierarch und rieth Emily, zu warten und mit ihm zu gehen.

„Nein, ich will lieber mit Mr. Harmer gehen," sagte Emily.

Die beiden Männer wechselten Blicke. Auf der einen Seite gaben sich Trotz und Freude, auf der andern Bosheit und Eifersucht zu erkennen. Von diesem Tage an waren sie Nebenbuhler.

Viele der jüngeren Frauen beschlossen, sich hinter die Männer auf's Pferd zu setzen und so durch den Fluß zu schwimmen — es war ja so romantisch.

Ich zog es vor, mit meinem Gatten und unsern Kindern in unserm Wagen zu bleiben. Mrs. Bradish bestieg ihr Roß mit seiner fliegenden Mähne und Schweif und setzte zuerst in den Fluß hinein.

Auf sie folgten Harmer und Emily und nach diesen kamen die Uebrigen. Mehrere der Pferde wurden stetisch und einige davon schienen geradezu nicht im Stande zu sein, der Heftigkeit des Stromes zu widerstehen, so daß sie eine Strecke weit den Fluß hinabgetragen wurden. Ganz besonders war dies der Fall mit dem, welches Mrs. Bradish ritt. Es ward durch die ungewohnte Anstrengung scheu und begann im Wasser zu bäumen und auszuschlagen; bald ward es hoch über den Wellen sichtbar und dann verschwand es wieder fast ganz in den trüben Fluthen. Die Reiterin hielt sich jedoch wacker im Sattel, obschon das Pferd mit jedem Augenblick unlenksamer ward. Zitternd und bebend waren wir von dem Ufer aus Augenzeuge ihrer Gefahr, konnten ihr aber nicht zu Hülfe kommen. Die ebenfalls im Wasser befindlichen Reiter hatten mit ihren eigenen störrigen Thieren und den Genossinnen ihrer Gefahr genug zu thun und konnten ihr daher nicht die Hülfe angedeihen lassen, deren sie bedurfte. Endlich riß eine ungeheure gerade auf sie anströmende Welle sie auf einen Augenblick aus

dem Sattel. Dennoch behielt sie Besonnenheit genug, um sich über dem Wasser zu erhalten, und mit einer geschickten Bewegung faßte sie das Pferd am Halse und ließ es nicht wieder los, bis beide glücklich das entgegengesetzte Ufer erreicht hatten. Nun nahm sie ihre Mütze ab, rang sich das Wasser aus dem triefenden Haar und den Kleidern und winkte zum Zeichen des Sieges mit ihrem Tuche. Ein lauter Jubelruf begrüßte sie und nach wenigen Minuten hatten wir die Freude zu bemerken, daß auch die ganze übrige Gesellschaft glücklich hinüber war. Hierauf wurden die Wagen einer nach dem andern auf dem Floße hinübergezogen, obschon, in Folge der starken Strömung, nicht ohne Mühe und Gefahr.

„Wir sinken! wir sinken!" rief Mrs. Stillman sen.; „fühlt Ihr es nicht?"

„Ja wohl, fühlt Ihr es nicht?" wiederholte ihr Mann wie gewöhnlich.

„Was denn?" fragte Louise.

„Nun, daß wir sinken! Gott stehe uns bei, es geht Alles in Stücken!" schrie sie.

Das Floß war auf einen scharfen, spitzen Felsen gestoßen und es bedurfte der äußersten Anstrengungen, um es wieder abzubringen. Randolph behauptete, daß Alles fehlginge, weil man seinen Rath nicht befolgt habe.

„Das Floß war erstens gar nicht ordentlich gemacht. Meinen Sie nicht auch, Bruder Brigham?"

„Ach, macht doch kein Gerede," sagte einer der Andern. „Hier, steigt auf dieses Maulthier, nehmt eine Stange, reitet in das Wasser und helft das Floß losarbeiten. Es sitzt auf dem Felsen."

Randolph sagte, er werde nichts thun, weil man die ganze Sache seinem Rathe entgegen arrangirt hätte.

„Wenn Ihr nicht thut, was ich sage," entgegnete der Erste wieder, „so könnt Ihr auch zusehen, wie Ihr Euern Wagen hinüberbringt, denn ich mag dann auch nichts damit zu thun haben."

„Ich auch nicht," rief ein Zweiter.

„Ich auch nicht! ich auch nicht!" riefen ein Dritter und Vierter.

„Ich glaube —," begann Randolph.

„Ach, wer fragt denn danach, was Ihr glaubt. Haltet Euer Maul und legt Hand an's Werk."

Randolph wendete sich mürrisch ab, ergriff die Stange und begann die Operation. Endlich, nach lang fortgesetzten und großen Anstrengungen, ward das Floß wieder flott gemacht und der Wagen gelandet.

„O mein Himmel," sagte Mrs. Stillman, sich die Hände reibend, „wie froh bin ich, daß wir herüber sind. Ich glaubte jeden Augenblick zu versinken."

„Ich auch," sagte der Alte.

„Das war sehr albern," sagte Mrs. Bradish.

„Was war albern?"

„Nun, sich zu fürchten, während gar keine Gefahr vorhanden war."

„Komm nur her, Mutter, und wärme Dich an dem Feuer und trinke ein gutes Täßchen Kaffee."

Während die guten Leutchen sich auf diese Weise zu restauriren suchten, setzten wir auch über, und da das Floß mittlerweile höher hinauf gebracht worden war, so stießen wir auf keinerlei Schwierigkeit.

Mrs. Beardsley bestand darauf, bis zum allerletzten Wagen zu bleiben, weil, wie sie sagte, wenn alle Uebrigen glücklich hinüberkämen, für sie auch keine Gefahr vorhanden sein könne.

Mittlerweile war aber der Abend hereingebrochen und um Alles noch hinüberzubekommen, ehe es finster ward, beschloß man, die zwei letzten Wagen mit ihren Ladungen auf einmal auf das Floß zu setzen. Das Floß hatte augenscheinlich auf den Felsen eine Beschädigung erlitten, denn in dem Augenblicke, wo es das letzte Mal in das Wasser gezogen ward, ging es in der Mitte auseinander, so daß der Wagen, in welchem Mrs. Beardsley saß, in den schäumenden Strom stürzte. Die Wellen gingen sofort darüber hinweg. Ein einziger wilder durchbohrender Schrei stieg aus dem Wasser auf und ward gleichzeitig von dem Ufer beantwortet.

„Mutter! Mutter!“ kreischte Louise, „o meine Mutter muß ertrinken! Warum kam sie nicht gleich mit uns herüber? O mein Gott! mein Gott!“

Und sie würde sich ohne Rücksicht auf die Folgen in das Wasser gestürzt haben, wenn ihr Gatte sie nicht daran verhindert hätte. Mittlerweile waren wohl zwanzig Männer in das Wasser gesprungen und Louise hatte die unaussprechliche Freude, ihre Mutter, obschon kalt und bewußtlos, aus den Wellen ziehen zu sehen.

„Sie ist blos ohnmächtig,“ sagte einer der Männer, „sie schein nicht viel Wasser geschluckt zu haben.“

„Durch Wärme, Frottiren und Anwendung einiger Stärkungsmittel wird sie sich, glaube ich, bald wieder erholen,“ sagte Mr. Ward.

Wir zogen ihr die nassen Kleider aus, wickelten ihre starren Glieder in warmen Flanell, benetzten das Gesicht mit Campher und hielten ihr Hirschhorngeist unter die Nase.

„So ist's allemal,“ sagte Mrs. Bradish. „Wer keine Courage hat, rennt allemal sicherlich erst recht in die Gefahr.“

„Aber Sie haben Courage und dennoch hatten Sie, wie mir schien, auch mit einiger Gefahr zu kämpfen," sagte ich.

„Ich mit Gefahr? nicht im mindesten." Ich hatte nicht mehr Angst als ich in diesem Augenblick habe."

Mittlerweile hatte Mrs. Beardsley sich so weit wieder erholt, daß sie die Augen aufschlug und zu sprechen anfing.

„Ich werde mir es niemals verzeihen, daß ich sie überredet habe, uns zu begleiten, wenn sie einen Schaden davon trägt," sagte Louise.

„Schaden?" sagte die alte Dame, indem sie ihre Tochter ansah. „Sagtest Du, ich hätte Schaden genommen?"

„Ich hoffe es nicht, liebe Mutter."

„Aber wo bin ich? was giebt es?" fragte sie. „Ah, jetzt besinne ich mich, der Wagen stürzte von dem Floß in das Wasser, nicht wahr?"

Louise nickte bejahend.

„Und ich ward bis auf die Haut durchnäßt. Es ist ein Wunder, daß ich nicht den Tod davon gehabt habe, wie die arme Mrs. Murray und ihre Kinder."

Während wir uns mit ihr beschäftigten, war es den Männern gelungen, auch das Zuchtvieh herüber zu bringen, und Alles war wohlbehalten im Lager, als der Mond über den Bergen emporstieg.

„Also, ich bin ertrunken und wieder zum Leben gebracht. Das ist ein Wunder der Barmherzigkeit. Ich kann es gar nicht glauben," sagte Mrs. Beardsley, als ich und Mrs. Bradish diesen Abend in ihr Zelt traten.

„Dummes Zeug," sagte Mrs. Bradish, „Sie waren eben so wenig ertrunken, als ich — Sie waren blos naß und erschrocken, weiter nichts."

„Ach, reden Sie doch nicht so; ich war ertrunken; ich weiß, daß meine Empfindungen ganz genau die eines Ertrinkenden waren."

„Nun und von welcher Art waren Ihre Empfindungen?"

„Sie lassen sich nicht beschreiben," sagte die alte Dame ärgerlich.

Bald darauf kam Mr. Stillman herein und theilte uns mit, daß einige unserer Vorposten mit der Meldung zurückgekommen seien, daß eine bedeutende Schaar Indianer auf einem benachbarten Hügel lagere.

„Sind es Feinde?" sagte Mrs. Bradish.

„Ganz gewiß sind es welche," sagte Mrs. Beardsley. „Indianer sind allemal Feinde. Zwei Mal sind wir ertrunken, nun werden wir gebraten werden. Ich bin neugierig, was uns noch alles bevorsteht."

„Es ist unmöglich zu sagen, ob es Freunde oder Feinde sind. Sind sie das letztere, so werden sie wahrscheinlich heute Nacht unser Lager überfallen. Es wird nothwendig sein, eine doppelte Wache auszustellen und auf jeden Fall gerüstet zu sein," sagte Mr. Stillman.

„Ich wußte gleich von vorn herein, daß wir das Ziel unserer Reise niemals erreichen würden," sagte Mrs. Beardsley.

„Ist Ihre Strickerei naß geworden?" fragte Mr. Bradish.

„Ja wohl, und die ganze Farbe ist ausgegangen."

„Das ist ein großes Unglück."

Ich schlug vor, wieder fortzugehen, und wir begaben uns zurück in unser Zelt. Mr. Ward hegte, wie wir fanden, in Bezug auf die Indianer einige Befürchtungen. Er sagte, es sei augenscheinlich eine Kriegsabtheilung der Sioux, welche von einer Expedition gegen die sogenannten „Krähen" zurückkehrten.

Man kann sich denken, daß wir diese Nacht fast gar nicht schliefen. Die Nähe einer Schaar plünderungssüchtiger Kannibalen war nichts weniger als angenehm, und als ich mich all der entsetzlichen Dinge erinnerte, deren sie fähig waren, da ward meine Furcht fast unerträglich. Zwei oder drei Mal in der Nacht wurden wir durch das Geschrei eines Nachtvogels und das ferne Heulen eines Wolfes aufgeschreckt, aber der Morgen dämmerte und fand uns munter und unversehrt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die verirrten oder geraubten Frauen.

„Dank sei dem Himmel," sagte Mrs. Beardsley, während wir das Frühstück bereiteten, „Dank sei dem Himmel, daß wir diesen Morgen noch leben. Ich hätte es nicht gedacht."

„Ich hatte die Ueberzeugung, daß wir nicht angegriffen werden würden. Ich betete, daß der Herr diese Belialsöhne von uns entfernt halten möchte, und das Gebet des Gerechten vermag viel," sagte Brigham der Anführer.

„Na, na," sagte Harmer, „ich weiß besser, was diese Indianer abgehalten hat, uns zu Leibe zu rücken. Sie haben gemerkt, daß wir sie entdeckt hatten, und deshalb sind sie wieder entschlüpft. Nun werden sie wahrscheinlich sich fortwährend in unserer Nähe umhertreiben und uns an irgend einem Punkte, wo wir uns nicht vertheidigen können, unversehens überfallen. Diese Rothhäute besitzen eine teuflische Schlauheit."

„Ach, laßt doch die Indianer," sagte Mrs. Bradish; „ich fürchte mich nicht im mindesten vor ihnen und nun, da sie fort

sind, gedenke ich einen raschen Galopp über die Prairie zu machen. Der Morgen ist schön und ich weiß, daß mir eine solche Bewegung nach meinem Bade von gestern sehr wohlthätig sein wird. Emily, wollen Sie mich vielleicht begleiten?"

„Die Sache wird ihre großen Gefahren haben," sagte Harmer. „Bleiben Sie lieber da."

„Sie glauben immer, wir wüßten uns nicht selbst zu schützen," sagte Mrs. Bradish lachend; „wir wollen Ihnen aber das Gegentheil beweisen."

„Ich glaube," sagte Harmer ernst, „daß die Indianer sich irgendwo in der Nähe herumtreiben. Sie werden sich bemühen, vereinzelte Herumstreicher abzuschneiden."

„Aber ich bin kein Herumstreicher," sagte Mrs. Bradish.

„Die Indianer würden Sie aber für einen halten, wenn sie Sie allein sähen."

„Ich will ja nicht allein reiten. Emily soll mich begleiten."

Wir boten alles Mögliche auf, um Mrs. Bradish von ihrem Vorhaben abzubringen, aber vergebens. Gerade die Furcht, die wir zu erkennen gaben, schien sie in ihrem Beschlusse noch mehr zu bestärken.

„Mein Roß trägt zwei Personen ohne Mühe," sagte sie. „Es ist übrigens auch ein trefflicher Renner und wird den Indianern sofort entschlüpfen, wenn welche sich blicken lassen sollten, woran ich aber noch zweifle."

„Sie werden sich zu Ihrem Nachtheil davon überzeugen," sagte Harmer. „Wenn ich nur Emily bewegen könnte, dazubleiben."

„Aha, also um Emily ist es Ihnen hauptsächlich."

„Ich glaube, Sie begeben sich unnützerweise in Gefahr," sagte Randolph. „Meinen Sie nicht auch, Bruder Brigham?"

„Ich habe den Glauben," sagte Brigham, „daß die Heiden

durch einen Engel des Herrn geschlagen werden und daß die Schwestern mit vollkommener Sicherheit sich entfernen können."

„Da habt Ihr es," rief Mrs. Bradish lachend. „Kommen Sie, Harmer, seien Sie mein Cavalier und bringen Sie mir mein Pferd."

„Mrs. Bradish, wollen Sie nicht einem von den Männern gestatten, Sie zu begleiten?" sagte Harmer, während die Dame ihr Pferd sattelte. „Wenn Sie durchaus fort wollen, so erlauben Sie mir wenigstens, Ihnen meine Bedeckung mitzugeben."

„Mir!" rief sie höhnend. „Wirklich, Mr. Harmer, ich glaube, Sie bedürfen einer Bedeckung weit mehr als ich. Furchtsame Menschen, ich hätte beinahe gesagt Feiglinge, sind stets in Gefahr."

Harmer ward feuerroth, drehte sich herum und sagte weiter kein Wort. Ehe fünf Minuten um waren, sprengte sie mit Emily über die Hügel.

„Sie rennt in ihr sicheres Verderben," sagte Harmer, „aber ich kann es nicht ändern."

„Wirklich," sagte Mrs. Beardsley, „wir haben mehr Gefahren und Schwierigkeiten zu bestehen, als jemals andere Reisende hatten."

„Ausgenommen die Kinder Israel, als sie eben so wie wir auf der Wanderung nach dem Gelobten Lande begriffen waren," sagte Brigham.

„Nein, ich nehme Niemanden aus," sagte Mrs. Beardsley. „Da, wo die Kinder Israel waren, regnete es nicht und selbst jener Jordan, ein ganz lächerlicher kleiner Fluß, mußte erst durch ein Wunder trocken gelegt werden, damit sie ohne Beschwerde hinüberkämen. Es ertrank dabei Niemand, wie ich,

und verlor auch Niemand sonst das Leben, wie die arme Mrs. Murray und ihre Kinder."

„Aber Sie haben doch keinen Schaden genommen?" frug der Prophet. „Auch haben Sie, wie ich gehört, nichts Werthvolles eingebüßt."

„Nennen Sie einen großen Sack Zucker nichts Werthvolles?"

„Haben Sie einen solchen verloren?"

„Ja wohl. Es war noch überdies Zucker von der feinsten Qualität, den ich mitgenommen, um meinen Kaffee damit zu versüßen. Und nun denken Sie nur, welcher Schaden, wenn Alles durchnäßt ist — meine Kiste mit den Strümpfen und Louisens sämmtliche kleinen Vorräthe. Ach, mein Himmel!"

„Ich hoffe, daß Ihnen dies Alles zehnfach wieder ersetzt werden wird. Ich werde beten, daß es geschehe," und Brigham ging fort.

Mrs. Beardsley sah nicht aus, als ob sie sich viel aus seinen Gebeten machte. Wir machten, um unser Mittagsmahl einzunehmen, an dem Ufer eines jener kleinen Flüsse Halt, welche wie durch die Prairie gezogene Wassergräben aussehen. Rings umher waren mehrere Waldungen sichtbar und die Luft duftete von dem Wohlgeruch unzähliger wilder Blumen.

Ich war über die immer noch andauernde Abwesenheit der beiden Frauen schon längst unruhig gewesen und konnte nun meine Befürchtungen nicht länger verhehlen.

„Mrs. Bradish hat sich sicherlich verirrt oder ist gefangen genommen worden," sagte ich.

„Dann ist sie selbst daran Schuld; ich bedaure nur die arme Emily," sagte Harmer.

„Es müssen einige Berittene sich nach ihr umsehen,"

meinte ich; „es ist dies nicht mehr als recht, schon um Emilys willen.

Emilys Name interessirte Harmer.

„Ja," sagte er, „man thue es um Emilys willen."

Eine Abtheilung Freiwilliger machte sich, wohl bewaffnet und gut beritten, auf, um die Vermißten zu suchen. Wir hatten bereits unser Abendlager aufgeschlagen, ehe sie wieder zurückkamen, und sie brachten immer noch keine gewisse Nachricht über die Frauen. In einem ungefähr fünf Meilen entfernten Thale hatte jedoch augenscheinlich ein Scharmützel stattgefunden. Der Rasen war aufgewühlt wie vom heftigen Stampfen und Bäumen der Pferde und nicht weit davon hatte man ein mit Blut beflecktes Messer gefunden. Harmer gerieth fast außer sich und Louise weinte untröstlich.

„Ja, ja, ich dachte mir gleich, daß es so kommen würde," sagte Mrs. Beardsley; „ich wundere mich nur, daß wir nicht schon Alle geraubt worden sind. Ich werde diese ganze Nacht kein Auge zuthun können."

„O, Sie haben weiter nichts zu fürchten; die Indianer werden uns weiter nicht belästigen. Sie tanzen jetzt jedenfalls schon lustig um die Scalpe der armen Emily herum. Könnten denn nicht einige von den Männern fortreiten und einen Versuch zu ihrer Befreiung machen?" fragte Mrs. Stillman.

„Das würde nichts nützen," sagte Harmer; „die Indianer jagen auf einem tausend Meilen weiten Gebiet umher. Es wäre unmöglich, auch nur zu errathen, wo sie jetzt sind."

„Aber möglich wäre es doch, daß Ihr sie fändet," sagte Louise. „O bitte, versuchen Sie es, Mr. Harmer. Emily war mir so theuer wie eins meiner eigenen Kinder. Wie könnte ich es über's Herz bringen, sie so ohne weiteres aufzugeben?"

„Aber," sagte ich, „im Grunde genommen wissen wir ja noch gar nicht, ob sie von den Indianern gefangen genommen worden sind. Sie haben sich vielleicht blos in den Wäldern und auf der unendlichen Prairie verirrt, wo ihnen ein freundlich gesinnter Jäger oder Trapper begegnen kann. Wir müssen immer das Beste hoffen."

„Der Himmel gebe, daß dem so sei," sagte Louise.

„Aber, wenn dies nun auch der Fall wäre, was wäre damit gewonnen?" sagte Mrs. Beardsley. „Nicht viel, glaube ich. Ganz gewiß würden sie verhungern oder von wilden Thieren aufgefressen werden oder —"

„O schweig, Mutter, schweig!" rief Louise. „Quäle mich nicht mit solchen grausamen Vermuthungen. Der Gott, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt, ist bei ihnen. Es kann ihnen nichts zustoßen ohne seine Erlaubniß. Er wird für sie sorgen und sie beschützen. Auf ihn steht mein Vertrauen."

„Wie albern Du schwatzest," sagte Mrs. Beardsley. „Hast Du nicht von jenem armen Kinde gehört, welches die Indianer viertheilten und vor den Augen der Mutter brieten, oder von jenem Manne, dem sie lebendig die Haut abzogen und der neun Stunden zubrachte, ehe er starb?"

„O, Mrs. Beardsley, um Gottes willen schweigen Sie!" rief Mr. Ward. „Die Frauen fürchten sich ja zu Tode."

Louise weinte bitterlich; Harmer rannte wie ganz außer sich hin und her und Schweigen und bange Niedergeschlagenheit herrschten diese ganze Nacht in unserm Lager.

Ich beobachtete Brigham genau und sah, daß, obschon er Emilys Mißgeschick offenbar bedauerte, er doch Harmers Angst mit boshafter Freude betrachtete.

Den nächstfolgenden Tag wurden wir durch die Ankunft

einer Abtheilung freundlich gesinnter Cheyennes-Indianer angenehm überrascht. Mehrere davon brachten uns eßbare Pflanzen, aber nur Harmer verstand ihre Sprache. Sie unterhielten sich eine Zeit lang mit ihm und ihre Töne klangen seltsam und wild und stimmten in so fern mit ihrer äußern Erscheinung wohl überein. In dem Augenblick, wo sie uns verließen, kam Harmer auf mich zu. Sein Auge blitzte und sein ganzes Wesen verrieth Freude und Aufregung.

„Diese Indianer," sagte er, „erzählen mir, daß die Krieger der Sioux mit den beiden Frauen sich ungefähr zehn Meilen vor uns an dem Ufer des Zinnoberflusses gelagert haben. Wenn dies der Fall ist, so können wir sie mit leichter Mühe heute Nacht einholen und überfallen."

„Aber werden sie nicht entwischen?" fragte ich.

„Nein. Sie warten auf eine Abtheilung der „Krähen", die einen Raubzug gegen die „Schlangen" unternommen haben und nach ihrer Berechnung auf diesem Wege zurückkehren werden."

„Aber doch wird große Vorsicht nöthig sein."

„O ganz gewiß; ich glaube überhaupt, daß es am besten sein wird, die Sache ganz geheim zu halten, obschon alle Anordnungen getroffen sind und obschon ich mich mit Mr. Ward und einigen Andern zu berathen wünsche; auf keinen Fall aber lassen Sie Randolph etwas davon wissen. Wir brauchen seinen Rath nicht und weiter würden wir von ihm doch nichts bekommen."

Der Tag war schon weit vorgerückt und wir beschlossen, unser Lager in einem schönen grünen Thale aufzuschlagen, wo es für unsere Thiere vortreffliche Weide gab, und einen Späher zum Recognosciren voranzuschicken. Diese Aufgabe übernahm Harmer selbst.

„Wenn ich nur Emily retten kann," murmelte er.

„Aber bedenken Sie, daß Mrs. Bradish's Freiheit für ihre Freunde eben so werthvoll ist," sagte Mr. Ward.

„Ich hoffe, im Stande zu sein, Beide zu retten," antwortete er.

Damit gab er seinem Pferde die Sporen und war bald aus unserm Auge entschwunden.

„Wo ist Harmer hin?" fragte Louise.

„Er will sehen, ob er von unsern Freunden eine Spur entdecken kann."

„Gott segne ihn dafür. Ich sehe, er interessirt sich für meine Emily."

„Das glaube ich auch und ich hoffe, daß er sie vor der Schlinge bewahren wird, die man ihr stellt."

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Ich will damit sagen, daß Brigham, der Hierarch, sie auch liebt."

„Unmöglich! Er hat ja schon drei Frauen."

„Und wird ohne Bedenken auch die vierte nehmen, dafern sie nur jung und schön ist."

Louisens Gesicht veränderte sich und sie sagte:

„Ist diese entsetzliche Gewohnheit nicht eine furchtbare Versuchung für die Männer?"

„Allerdings scheint es so," antwortete ich.

„Ja, es ist so, es muß so sein," rief sie leidenschaftlich. „Ich wenigstens überlebte es nicht, wenn mein Mann noch ein zweites Weib nähme."

Harmer kehrte bald mit der Meldung zurück, daß die Wilden in großer Anzahl da wären und daß die größte Vorsicht nöthig sein würde, um einen allgemeinen Kampf zu vermeiden. Emily wäre an einen Baum gebunden und sähe mehr todt als

lebendig aus. Er hatte nicht bemerken können, ob sie schon viele Mißhandlungen zu erdulden gehabt hätte. Mrs. Bradish dagegen hatte man ein kleines Brett an dem Kopfe befestigt, wonach man mit Pfeilen schoß.

„Und sind Sie von den Wilden bemerkt worden?" fragte ich.

„Nein, das nicht. Ich ließ mein Pferd angebunden in einem zwei Meilen entfernten dichten Wäldchen zurück und näherte mich ihnen geräuschlos und vorsichtig zu Fuße. Sie scheinen gut bewaffnet und beritten zu sein und wir werden wahrscheinlich ein schweres Stück Arbeit mit ihnen haben."

„Das ist möglich; zu welcher Stunde werden Sie heute Nacht aufbrechen?"

„Nicht eher als bis der Mond untergegangen ist und der Himmel finster und die Luft sehr still wird. Dann wünsche ich die Leute zu der vorzunehmenden Expedition auszuwählen und sie anzuführen. Ich bin neugierig, ob Mrs. Bradish künftig noch von Feiglingen sprechen wird."

Wir theilten die Nachricht Niemandem mit als Louisen und Denen, welche sich dem Unternehmen anschließen sollten.

Zwei Stunden nach Mitternacht, als tiefes ununterbrochenes Schweigen in dem ganzen Lager herrschte, rückte eine Abtheilung von fünfzehn Mann, gut bewaffnet und wohl beritten, schweigend aus dem Schatten eines Weidenwäldchens heraus und verschwand fast unmittelbar darauf in dem Dunkel eines benachbarten Thals. Von hier aus ritten sie schweigend mehrere Meilen die weichen Niederungen entlang und über die mit Gras bewachsenen Hügel, bis Einer, welcher der Anführer zu sein schien, an dem Eingange eines Wäldchens sein Roß anhielt.

„Hier wollen wir unsere Pferde lassen und zu Fuße weiter gehen,“ sagte er leise flüsternd. „Der Feind lagert gerade über dem Hügel da drüben. Verhaltet Euch ganz ruhig, sprecht kein Wort, feuert keinen Schuß ab und macht überhaupt nicht das mindeste Geräusch. Wahrscheinlich schlafen sie und sollte dies der Fall sein, so finden wir möglicher Weise Gelegenheit, die Gefangenen ohne Alarm zu befreien.“

Die Reiter stiegen ab, banden ihre Pferde an die Bäume und schlichen mit der äußersten Vorsicht weiter durch den Wald. Einmal wurden sie durch den fernen Ruf eines Panthers erschreckt und einmal flog ein aufgescheuchter Nachtvogel kreischend davon, außerdem aber war weder etwas zu sehen oder zu hören, was die Existenz eines belebten Wesens angedeutet hätte.

Endlich, nachdem man vorsichtig den Hügel erstiegen, bedeutete Harmer seine Begleiter, im Hintergrunde zu bleiben, während er sich weiter stahl. Er recognoscirte einen Augenblick, zog sich wieder zurück und winkte dann den Andern, näher zu kommen. Vorsichtig das hohe Gras und Gesträuch auseinander theilend, gehorchten sie. Die Indianer schliefen dem Anschein nach alle um die glimmende Asche eines Feuers herum. Ihre Waffen hatten sie zusammengestellt und die Gefangenen in die Mitte gebracht. Zwei oder drei Fässer, welche Whisky enthielten oder enthalten hatten, lagen umher und noch andere Spuren deuteten darauf hin, daß ein großes Zechgelag stattgefunden hatte. Einige der Wilden lagen auf ihren Gesichtern, andere auf dem Rücken und noch andere hatten sich in ziemlich unbequem scheinenden Stellungen zusammengeringelt. Manche lagen mit den Füßen nach dem Feuer gekehrt, während bei andern die Scalplocken in augenscheinlicher Gefahr schwebten, zu versengen. Einmal, als ein raschelnder Zweig

ein kleines Geräusch machte, bemerkte Harmer, als er ganz nahe hinzukám, daß eine der beiden Frauen den Kopf in die Höhe hob und sich umschaute. Es war dies ein kritischer Augenblick für ihn. Ein Schrei der Ueberraschung oder der Freude hätte wahrscheinlich das ganze Lager alarmirt, aber er gebot ihr durch eine Gebehrde Schweigen und sie duckte sich wieder nieder und theilte ihrer Genossin die erfreuliche Nachricht mit. Wie eine Katze auf dem Boden hinkriechend, erreichte Harmer den Indianer, der zwischen ihm und den Frauen ausgestreckt lag. Ein einziger Hieb mit einem Tomahawk, der in der Nähe lag, spaltete dem Wilden den Kopf, so daß er auf der Stelle todt war. Dann durchschnitt Harmer die Riemen, mit welchen die Gefangenen gefesselt waren, half ihnen aufstehen und dann verließen alle drei so rasch als möglich das indianische Lager.

„Harmer, ohne mein Pferd kann ich nicht fort," sagte Mrs. Bradish; „dort drüben steht es angebunden — ich weiß wo und muß es haben."

„Um's Himmels willen still," sagte Emily mit gedämpfter Stimme, obschon augenscheinlich in großer Angst.

„Ich wenigstens gehe nicht danach," sagte Harmer in demselben leisen Tone. „Wenn sie Lust hat, so mag sie gehen, aber auf eigene Gefahr. Ich bleibe bei Ihnen."

„Das versteht sich," sagte Mrs. Bradish. „Ich wünsche auch nichts anderes, sondern bitte blos, daß Sie mir die Richtung angeben, in welcher ich unsere Gesellschaft finde."

„Halten Sie sich gerade östlich," sagte Harmer, und Mrs. Bradish war im nächsten Augenblick verschwunden.

„Das Weib ist förmlich darauf versessen, sich in Gefahr zu stürzen," sagte einer von der Gesellschaft.

„Ich bekümmere mich weiter nicht um sie, wenn sie viel-

leicht wieder gefangen genommen wird," sagte Harmer, „und ich habe es ihr auch gesagt."

„Sie scheinen keinen großen Gefallen an ihr zu finden," sagte Emily.

„Das ist allerdings so."

Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß dieses Gespräch leise flüsternd geführt ward, obschon Emily ihren Begleitern versichert hatte, daß die Wilden zu betrunken seien, als daß sie leicht erwachen könnten. Bald gelangte man wieder in das Wäldchen, in welchem die Pferde angebunden standen. Sie losknüpfen und aufsitzen war das Werk eines Augenblicks und lang vor Sonnenaufgang waren sie wieder in unserm Lager. Mrs. Bradish kam ungefähr zwanzig Minuten später nach. Sie wurden mit lauten Glückwünschen empfangen.

„Ich hatte eine Offenbarung," sagte Brigham zu Emily, „daß Du uns wieder geschenkt werden würdest."

„Wirklich, mein Vater?"

„Nenne mich nicht Vater, das ist keine passende Benennung."

Emily bebte vor seinem Blick zurück und Harmer wendete sich ab, indem er zähneknirschend etwas vor sich hinmurmelte.

Die beiden Frauen waren, wie wir vermuthet, während sie über die Hügel galoppirten, von den Wilden eingeholt und umzingelt worden. Mrs. Bradish weigerte sich, ihrem Charakter treu, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, und verwundete zwei oder drei ihrer Angreifer. Da sie eine Art Mannskleidung trug, so kannte man anfänglich ihr Geschlecht nicht. Als dasselbe aber bekannt ward, schienen die Wilden ihre Tapferkeit sehr zu bewundern und sagten auf französisch: „Squaw guter Schütze! Squaw guter Schütze!"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung der Geschichte Emily's.

Ein paar Tage lang ereignete sich nichts Ungewöhnliches. Wir machten das herkömmliche Tagewerk des Wandererlebens durch, in dessen Eintönigkeit nur durch eine Veränderung der Landschaft oder Ereignisse, deren einziger Reiz in ihrer Neuheit bestand, einige Abwechselung gebracht ward. Zuweilen sahen wir an den Flüssen ganze Schwärme kreischender Kibitze und Wasservögel, während die grünen Savannahs an den Ufern von Antilopenheerden wimmelten. Zuweilen gewährten uns die Prairieniederungen eine sehr schöne Fahrstraße, in dem langen Grase aber wimmelte es buchstäblich von Myriaden Musquitos und großen grünen Fliegen, von welchen die Pferde und das Zuchtvieh viel zu leiden hatten. Im Allgemeinen genommen war das Wetter angenehm und die kühle Luft von dem Wohlgeruch Tausender von Blumen durchdrungen.

Eines Morgens stießen wir unerwartet auf eine ungeheure Heerde Büffel, die so weit das Auge reichen konnte, über die Ebenen schweiften, auf welchen sie kaum einen Grashalm übrig gelassen hatten. In der Nähe einer so ungeheuren Masse lebender Wesen fühlt sich der Beschauer von einem seltsamen Gefühl ergriffen. Die ununterbrochene wellenförmige Bewegung, das dumpfe verworrene Geräusch, welches mit keinem andern Aehnlichkeit hat und keinen Vergleich gestattet, erfüllte

uns mit Erstaunen und Grauen. Hier stand ein wenig abseit von den andern eine Kuh und säugte ruhig ihr Kalb, dort wälzte sich ein ungeheurer Stier im Grase und weit davon verriethen aufsteigende Staubwolken das Stattfinden eines hartnäckigen Kampfes.

Harmer und mehrere Andere von der Gesellschaft wurden ganz heiter und vergnügt bei dieser Aussicht auf eine Büffeljagd und da es nicht mehr weit vom Mittag war, so beschloß man Halt zu machen und ihnen auf diese Weise die erwünschte Gelegenheit zu geben. Sie kamen nicht so bald als man erwartet hatte und da mehrere unserer Ochsen es sich in die Köpfe setzten, sich unter die Büffelheerden zu mischen, so blieben wir den ganzen Nachmittag im Lager. Ich benutzte diese günstige Gelegenheit um Emily zu bitten, in der Erzählung ihrer Lebensgeschichte fortzufahren.

„Mein Aufenthalt bei Mrs. Burney würde sehr angenehm gewesen sein," begann sie, „wenn diese gute Dame keine Dienstleute gehabt, oder wenn diese ihr freundliches Wesen und ihre Herzensgüte besessen hätten. Bei meiner ersten Ankunft in ihrem Hause hatte Mrs. Burney mich ihren Dienstleuten vorgestellt und ihnen mitgetheilt, daß sie mich als ihre Tochter adoptirt habe und deshalb erwarte, daß man mir mit der Achtung und Rücksicht begegnen werde, worauf ich nach dieser meiner Stellung Anspruch zu machen hätte."

„Was! Dieses kleine Ding da aus dem Armenhause?" sagte Matson, die Zofe. „Die haben Sie doch nicht etwa adoptirt?"

„Allerdings habe ich das," sagte Mrs. Burney; „laßt mich nie wieder eine solche Anspielung auf das Armenhaus hören!"

„Matson rümpfte die Nase und verließ das Zimmer. Ich

sah jedoch sogleich, daß ich eine Feindin an ihr haben würde. Wahrscheinlich fürchtete sie, daß mein Einfluß den ihrigen in Mrs. Burney's Gemüth verdrängen werde. Auf jeden Fall wurden ihre Sticheleien und Hohnreden die Qual meines Lebens und noch unerträglicher als Alles was ich im Armenhause zu erdulden gehabt."

„Die Leute sagen, Du sähest wie Deine Mutter, Kind, aber das gereicht Dir eben nicht zur Ehre," sagte sie eines Tages.

„Wer sagt das?" fragte ich.

„Ich fühlte immer noch einen glühenden unbesiegbaren Wunsch, etwas von meiner Herkunft zu wissen. Die Matson hatte dies bemerkt; ihre Politik bestand daher jetzt darin, mich in dieser Beziehung zu peinigen und zu ärgern."

„Jemand, der sie gekannt hat," antwortete sie hämisch. „Deine Mutter war hier sehr wohl bekannt."

„Wer hat sie gekannt? Um's Himmels willen, sage mir, wer hat sie gekannt?"

„Ja mit Namen kann ich Niemanden nennen und übrigens stand sie auch in schlechtem Ruf, daß Niemand ihre Bekanntschaft zu machen wünschte."

„Was hatte sie denn gethan?"

„Das läßt sich nicht erzählen. Ich denke oft bei mir selbst, wenn Mrs. Burney Deine Schönheit lobt und sich etwas darauf einbildet, Dich so schön herausgeputzt zu haben, daß wenn sie uneheliche Kinder mit dem Abscheu betrachtete wie ich, sie Dich ganz gewiß nicht in ihr Haus genommen hätte."

„Die grausamen Worte der Matson kamen mir nicht wieder aus den Gedanken. Ich suchte daher Mrs. Burney in ihrem Zimmer auf und verlangte zu wissen, was der Ausdruck „uneheliches Kind" eigentlich zu bedeuten habe.

„Wer hat Dir denn das in den Kopf gesetzt?“ sagte die gute Dame, indem sie mich über ihre Brille hinweg mit einem Ausdruck sanften, aber doch neugierigen Wohlwollens anschaute.

„Die Matson sagt, wenn Sie solche Kinder so betrachteten, wie die Matson thut, so würden Sie mich nicht in ihr Haus genommen haben.“

„Liebes Kind, die Matson thut sehr unrecht, so etwas zu sagen. Ich wünschte, Du hörtest nicht darauf, wenn sie etwas sagt.“

„Aber ich kann nicht anders. Sie fängt an von meiner Mutter zu sprechen und von dieser habe ich schon längst etwas hören wollen. O, Mrs. Burney, erzählen Sie mir von meiner Mutter. Die Matson sagt, sie sei ein schlechtes Weib gewesen, aber doch war sie meine Mutter und vielleicht war ihr Herz doch gut.“

„Wieder blickte Mrs. Burney auf und die Thränen traten ihr in die Augen.“

„Ich kann Dir Alles erzählen was ich von Deiner Mutter weiß, doch habe ich es bloß vom Hörensagen. Weißt Du aber auch gewiß, daß Du es zu wissen wünschest?“

„Ja wohl, ja wohl!“ und ich faltete bittend die Hände.

„Die Neugier unserer ersten Eltern vernichtete ihr Glück,“ sagte die gute Dame, „und die Kenntniß von dem Schicksal Deiner Mutter kann nur ein bitteres Erbtheil für Dich sein.“

„Nicht bitterer als diese quälende Ungewißheit.“

„Sie kann Dir aber auch zur Warnung dienen,“ fuhr die alte Dame fort, denn Schönheit lockt die Diebe mehr an als Gold. Dann schlug sie die Augen auf und fuhr fort: „Deine Mutter war sehr schön. Eben so wie Du erbte sie dieses angenehme aber gefährliche Geschenk der Natur. Sie war die

Tochter einer Wittwe und sie lebten viele Jahre glücklich miteinander. Endlich kam ein Mann, der große Frömmigkeit heuchelte, in unsere Nachbarschaft und machte die Bekanntschaft der Wittwe und ihrer Tochter. Die alte Dame fand Gefallen an seinem Thun und Wesen und freuete sich, daß er Neigung zu ihrer Tochter gewann. Er bewarb sich um ihre Hand und das Anerbieten ward freudig angenommen. Hierauf bewog er seine Verlobte mit ihm nach der Stadt zu gehen, um den Brautstaat einzukaufen. Hier weigerte er sich, sein gegebenes Wort zu halten, oder ihr die Rückkehr zu ihrer Mutter zu gestatten, sondern hielt sie in ein Haus eingesperrt, dessen Bewohner jedes Gefühl für Anstand oder Tugend verloren hatten und verließ sie endlich ohne ihr Lebewohl zu sagen. Sie erfuhr überhaupt nicht eher etwas von seiner Abreise, als bis die Wirthin ihr befahl, das Haus zu verlassen, indem sie sagte, der Herr, welcher zeither ihre Kost bezahlt, habe gesagt, er könne dies künftig nicht mehr thun und sie müsse nun für sich selbst sorgen. Wir können uns ihr Elend und Unglück denken, als sie so verlassen in einer großen Stadt dastand, ohne Freunde oder Verwandte, an die sie sich hätte halten können. Aber selbst in dieser Stunde der äußersten Verlassenheit ward ihr Vertrauen auf den Himmel ihr nicht untreu und ohne ein Wort zu sagen ging sie hinaus auf die Straße."

„Mrs. Burney machte eine Pause in ihrer Erzählung, trocknete sich die Augen und sagte: „Kind, die Kenntniß Deiner Mutter wird ein bitteres Erbtheil für Dich sein."

„Meine Gemüthsbewegung raubte mir fast die Sprache und nur mit Mühe stammelte ich: „Erzählen Sie weiter, erzählen Sie weiter."

„Natürlich," fuhr Mrs. Burney fort, „konnte ein Frauenzimmer in ihrer Lage an weiter nichts denken, als zu ihrer

Mutter zurückzukehren. Sie wußte, daß die grausame herzlose Welt sie in ihrem Unglück nur verhöhnen, die Mutter aber die arme verirrte Pilgerin mit Liebe und Mitleid wieder aufnehmen würde. Und allein und zu Fuße in der pechfinstern Nacht und im strömenden Regen machte sie sich auf den Weg. Ihre Kräfte jedoch waren einer solchen Reise nicht gewachsen. Sie ward auf der Landstraße ohnmächtig und von einem menschenfreundlichen Reisenden gefunden, der sie in seinen Wagen hob und in einen benachbarten Gasthof brachte. Sie war, wie man nun fand, gefährlich krank, aber ihr Todeskrampf war von kurzer Dauer und ehe die Sonne wieder aufging, war ihr Geist zu Gott zurückgekehrt. Doch lebte sie noch lange genug, um ihre beklagenswerthe Geschichte zu erzählen und Dich in ihre Arme zu schließen, mit der Bitte, daß Du mit einem Briefe, den sie mit ihrer sterbenden Hand niederschrieb, ihrer Mutter zugesendet werden möchtest. Sie ward auf dem Armenkirchhof begraben und dann zog man Erkundigung über ihre Mutter ein. Es ergab sich, daß diese von Kummer und Herzeleid zu Boden gedrückt, an demselben Tage wie ihre Tochter aus dem Leben geschieden war. Ihre Habe war in die Hände von Fremdlingen übergegangen und Du warst somit ein Gegenstand der öffentlichen Wohlthätigkeit.

„Und deshalb brachte man mich in das Armenhaus?“

„Allerdings und nun Kind, bleibt Dir nur noch eine Möglichkeit, Deinen Vater zu erkennen, wenn Du ihm jemals begegnen solltest.“

„Und worin besteht diese Möglichkeit?“

„Sie liegt in dem Briefe, von welchem ich sprach und den ich Dir in die Hände geben werde, sobald Du alt genug sein wirst, um den Inhalt desselben zu verstehen.“

„O, wenn meine Mutter noch lebte!“ rief ich leidenschaftlich.

„Ich will Dir Mutter sein,“ sagte die gute Dame, indem sie mich umarmte. „Und deshalb gräme Dich nicht und mache Dir keine unnöthige Unruhe.“

„Ich dankte ihr für die Mittheilung, die sie mir gemacht und fühlte mich jetzt, wo ich das Schlimmste wußte, viel froher. Meine Mutter war das Opfer des Unglücks, nicht des Verbrechens gewesen. Sie war gut, schön und unschuldig und ich konnte ihr Andenken lieben und ehren. Und oft pflegte ich allein auszugehen, mich an eine einsame Stelle zu setzen und weit hinauszuschauen in das tiefe Blau des Himmels und mir einzubilden, ich könne einen Schimmer von seinem Glanze oder einen leisen Wiederhall einer unsterblichen Harfe erhaschen. Dann malte mir meine Phantasie das Wiedersehen jener zwei entkörperten Geister, die auf Erden so lange getrennt gewesen und vielmal warf ich mich, von wonniger, unbeschreiblicher Ekstase hingerissen auf den Boden, weinte Thränen der Anbetung und des Entzückens und betete, daß es mir vergönnt sein möchte, in diesen Bund aufgenommen zu werden.

„Und nun kam ich durch irgendwelche Veranlassung auf den schönen Gedanken, daß die Geister der Abgeschiedenen die Lebenden behüten und bewachen. Seit dieser Zeit hat es mir immer geschienen, als ob meine Mutter in meiner Nähe wäre, als ob ihre Gegenwart mich mit einem heiligen Einfluß umgäbe, als ob ich ihren Hauch an meiner Wange fühlte und als ob ihre sanften milden Augen in die meinen blickten.“

„Endlich ward Mrs. Burney krank. Es war Frühling und die Veilchen blühten auf den Wiesen und die Zaunkönige baueten ihre Nester in den kleinen Kästchen, die ich für sie bereitet, und der Gegensatz zwischen der bleichen, abgezehrten

ihrer Auflösung entgegeneilenden Sterblichen und der jungfräulichen Frische und Schönheit der Natur berührte mich als etwas unaussprechlich Peinliches. Eines Tages, als ich in Gegenwart der Kranken ein Wort in dieser Beziehung fallen ließ, lächelte sie sanft und sagte: „Glaubst du denn, daß Auflösung und Verwesung etwas Furchtbares seien?"

„Ja, etwas Furchtbares," murmelte ich, indem ich mein Gesicht an ihrem Bett verbarg. Die Erde ist so schön und das Leben so süß."

„Aber wir gehen an einen Ort, wo das Licht tausendmal heller und schöner ist, als das der Sonne," sagte sie mit helltönender Stimme; in ein Land, vor dessen Schönheit alle Pracht der Erde in Nichts verschwindet. Was ist dieses Leben gegen jene unsterbliche Glückseligkeit, die uns dort erwartet? O Dank, ewiger Dank sei Gott, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum!"

„Aber was soll denn aus mir werden, wenn Sie sterben?" rief ich in Thränen ausbrechend.

„Ich habe für Deinen Unterhalt reichlich gesorgt," antwortete sie. „Du wirst viele Freunde bekommen, oder Viele, die sich dafür ausgeben, weiche aber nie von dem Pfade der Pflicht, vergiß nie auch nur einen Augenblick Deinen Gott."

„Und sie starb?"

„Ja; sie starb wie Jemand der sanft einschläft und ich weinte über sie. O wie lange und bitterlich weinte ich! Dann kam ein fremder Mann und nahm Besitz von ihren Effecten. Ich sagte ihm sie habe ein Testament hinterlassen. Er lächelte ungläubig und verlangte den Beweis. Hier in diesem Schubfache liegt es, sagte ich, indem ich auf das Bureau deutete. Hier in diesem Schubfache. Ich sah es sie mit eigenen Händen hineinlegen."

„Sie können hineinsehen, Miß,“ antwortete er, indem er bei jedem Redesatze mit dem Kopfe nickte, und wenn sich ein solches Ding vorfindet, so werden wir sehen.“

„Und ich suchte und wühlte das ganze Schubfach durch, während die Matson mit ihrer höhnenden Zunge und ihrem beleidigenden Lächeln daneben stand. Fräulein von Armenhaus kann sich gar nicht entschließen, auf den Titel einer Erbin zu verzichten, sagte sie; aber sie kann suchen bis an den jüngsten Tag und wird kein Testament finden.“

„Matson,“ entgegnete ich, „wenn das Testament nicht da ist, so habt Ihr es entweder beiseite geschafft oder vernichtet, weil ja Niemand weiter zu den Schlüsseln konnte.“

Sie erröthete bis an die Schläfe. „Welcher Beweggrund hätte mich wohl zu einer solchen That veranlassen können?“

„Haß gegen mich, denn Ihr habt mich von jeher gehaßt, obschon ich Euch niemals etwas zu Leide gethan habe.“

„Das gehört jetzt weiter nicht hierher,“ sagte der Mann; da das Testament, wenn jemals eins vorhanden gewesen ist, nicht aufgefunden werden kann, so bin ich als der nächste Verwandte gesetzlich berechtigt, Besitz zu nehmen. Sie können übrigens da bleiben, Miß, wenn Sie vielleicht meiner Frau in der Hauswirthschaft an die Hand gehen wollen.“

„Ei, ei, die Erbin sinkt zur Dienerin herab!“ sagte die Matson.

„Ohne weiter auf diese lieblosen Worte zu achten, dankte ich dem Manne kalt und sagte ihm, daß ich mir die Sache überlegen wolle.“

„Um dieselbe Zeit bot mir Mrs. Stillman ein Unterkommen in ihrem Hause an, welches ich bereitwillig annahm. Doch da kommen Harmer und die Jäger. Sie scheinen viel Beute gemacht zu haben.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Weitere Entwickelung.

Mehrere Tage lang ereignete sich nichts Ungewöhnliches. Die Männer vertrieben sich die Zeit mit der Büffeljagd und die Frauen mit dem gewöhnlichen Tagewerk des Lagerlebens. Diejenigen, welche kleine Kinder warten mußten, hatten alle Hände voll zu thun, denn viele der jugendlichen Mitglieder unserer Gesellschaft waren krank geworden. Die, welche keine Kinder hatten, waren niemals mehr geneigt, der Vorsehung für diesen Mangel zu danken, als bei der gegenwärtigen Gelegenheit. Mrs. Bradish ging geschäftig von einem Wagen zum andern wie eine Hummel unter Kleeblumen. Demzufolge wußte sie auch alle Neuigkeiten und kannte jeden Vorfall, der das mindeste Interesse hatte.

Eines Abends nach dem Essen kam sie in unser Zelt. Ich war allein, weil Mr. Ward einer Berathung der Aeltesten beiwohnte.

„Aber, Mrs. Ward, „was veranlaßt Sie nur, sich so abgesondert zu halten? Halten Sie sich für besser oder für nicht so gut als die Andern, daß Sie allen Leuten aus dem Wege gehen?“

„Ich wüßte nicht, daß ich Jemandem aus dem Wege ginge,“ antwortete ich.

„Na, meinetwegen! Ich weiß aber etwas Neues.“

„Und was wäre dies?"

„Es wird nicht lange dauern, so haben wir eine Hochzeit."

„Und zwischen wem?" Zwischen Harner und Emily?"

„Wie kurzsichtig Sie sind!" rief sie lachend. „Nein, dazu würde Brigham seine Einwilligung nicht geben."

„Glauben Sie nicht?"

„Ich weiß es; er will Emily selbst haben. Uebrigens hat der Mann, von welchem ich spreche, schon eine Frau, aber wünscht noch eine zu nehmen — was ein ganz vernünftiger Wunsch ist."

„Aber ich höre jetzt gar nichts mehr von geistigen Frauen, wie sonst der Fall war."

„O nein, darüber ist man hinweg. Bruder Brigham hat eine Offenbarung, daß alle Gläubigen das Beispiel der Patriarchen nachahmen und zahlreiche Familien aufziehen sollen, die das gute Land erben und dabei auch im Stande sind, künftig einmal gegen die Heiden auszuziehen."

„Ich halte die Vielweiberei für ein Institut des Teufels."

„Im Gegentheile, ich halte sie für ein Institut, welches ganz besonders geeignet ist, unsere Zahl und folglich auch unsere Stärke zu vermehren. Ich interessire mich sehr für das Gedeihen der Kirche und deshalb rathe ich jedem Manne, so viel Weiber zu nehmen, als er bekommen kann."

„Aber gesetzt, Sie wären verheirathet, würde es Ihnen wohl gefallen, wenn Ihr Mann noch eine Frau nehmen wollte?"

„Na, was das betrifft, so kann ich mich nicht darüber aussprechen. Wahrscheinlich würde ich aus der Noth eine Tugend machen."

„Die arme Mrs. Murray starb am gebrochenen Herzen wegen der Unfreundlichkeit ihres Gatten, und ich bezweifle

nicht, daß die Frau des Mannes, von welchem Sie eben sprachen, außer sichgerathen wird."

„O, allerdings glaube ich, sie wird rasen, denn sie ist sehr lebhaft und empfindlich."

„Aber wer ist es denn?"

„Mr. Stillman junior."

„Was! Louise Beardsley's Gatte!"

„Ja wohl, derselbe, aber Sie brauchen deswegen kein so verblüfftes Gesicht zu machen," sagte Mrs. Bradish, indem sie herzlich lachte. „Er kann recht gut zwei oder auch drei Frauen ernähren. Ich sagte ihm dies selbst und muß gestehen, daß die ganze Sache mit auf mein Anstiften so weit gekommen ist."

Ich war vor Erstaunen und Bestürzung sprachlos. Mrs. Bradish schien sich daran nicht wenig zu ergötzen.

„Nun, was ist an der Sache so Furchtbares? Er wird fortfahren, Louisen eben so zu lieben wie jetzt oder wahrscheinlich noch mehr. Sie wissen, daß eine Mutter ihr Kind, wenn sie blos eins hat, innig liebt; wird das zweite geboren, so liebt sie dieses eben so sehr, obschon kein vernünftiger Mensch glauben wird, daß ihre Liebe zu dem ersten sich im geringsten vermindert habe. Auf dieselbe Weise kann ein Mann eine zweite Frau nehmen, obschon er die erste deswegen immer noch von ganzem Herzen liebt und verehrt."

„Ich kann keine Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Fällen sehen," sagte ich. „Die Liebe einer Mutter zu ihrem Kinde und die Liebe eines Mannes zu seiner Frau sind ganz verschiedene Dinge."

„Na, da aber die Vielweiberei einmal unserem System einverleibt ist, so werden die Frauen wohlthun, wenn sie sich darein fügen, weil es nicht wahrscheinlich ist, daß die Män-

ner, nachdem sie einmal die Annehmlichkeiten und den Nutzen dieses Systems geschmeckt, auf dasselbe wieder verzichten werden."

„Weiß es Louise schon?"

„Ich glaube nicht. Sie hat mehr als einmal gegen mich geprahlt, daß sie durchaus nicht fürchte, ihr Mann werde eine zweite Frau nehmen. Ich konnte mich damals über ihre Unkenntniß der Männer kaum des Lachens enthalten."

„Und wer soll denn die Braut sein?"

„Eins der niedlichsten kleinen Mädchen, welches man sich denken kann — heiter und munter wie ein Colibri — voll von Leben und Heiterkeit."

„Ich sollte kaum glauben, daß eine solche Natur für ihn paßt. Er scheint ein ziemlich ernster Mann zu sein."

„Haben Sie niemals von der Regel der Gegensätze gehört?" antwortete sie. „Ernste Leute finden stets Gefallen an lebhaften, munteren Charakteren. Er ist auch wirklich ganz bezaubert von ihr. Ich will Ihnen aber sagen, wie die ganze Sache kam. Wir gingen mit einander spazieren — Mr. Stillman, Fanny und ich. Fanny war ganz ungewöhnlich interessant gewesen und nie war sie mir so schön vorgekommen. Die rasche Bewegung hatte ihren Augen einen ungewohnten Glanz und ihrer Wange Farbe verliehen. Stillman's Blick folgte ihr und ich sah, daß sie sich Mühe gab, ihm zu gefallen. Als sie sich von uns trennte, sagte ich:

„Nun, Mr. Stillman, was denken Sie von Fanny?"

„Nun, ich glaube, sie ist eins der reizendsten Mädchen, die ich jemals gesehen."

„Ich glaube, Sie gefallen ihr eben so sehr."

„Wirklich? Nun das ist ja ganz verführerisch. Wenn ich

nicht schon verheirathet wäre, so würde ich mir eine solche Herablassung von ihrer Seite zu Nutzen machen."

„Verheirathet sind Sie allerdings, aber das ist ja einerlei. Die Kirche billigt und ermuntert sogar die Sitte der Vielweiberei. Ich glaube, Fanny liebt sie so sehr, daß sie sich auch als Ihre zweite Gattin glücklich fühlen wird."

„Er schien dadurch angenehm berührt zu werden, aber dann flog ein Schatten über sein Gesicht und er sagte etwas, wovon ich blos das letzte Wort verstand und dieses war „Louise."

„Wenn Louise die Geistesstärke und den gesunden Menschenverstand besitzt, den ich ihr zutraue, sagte ich, so wird sie die Räthlichkeit und Richtigkeit dieses Schrittes einsehen."

Er schüttelte den Kopf und sagte nichts."

„Louise, fuhr ich fort, scheint keine Kinder mehr zu bekommen. Sie sollte Leah's und Rahel's Beispiel nachahmen, welche unter denselben Umständen ihren Gatten baten, sich nach anderen Genossinnen umzusehen, um auf diese Weise eine zahlreiche Nachkommenschaft zu erzielen."

„Mr. Stillman war zu tief in Gedanken versunken, als daß er mir darauf geantwortet hätte und ich verließ ihn, um nun mit Fanny zu sprechen.

„Fanny," sagte ich, Mr. Stillman liebt Sie."

„Er liebt mich!" rief sie in die Hände klatschend. „Ich hatte es erst auf unsern Propheten Brigham abgesehen, aber die kleine Emily stach mich aus, obschon ich weiß, daß sie den alten Kerl haßt wie Gift."

„Wohlan, Fanny, ernsthaft gesprochen, haben Sie wirklich Mr. Stillman so lieb, daß Sie sein Weib, nämlich sein zweites Weib werden wollen, denn wie Sie wissen, hat er schon eins."

„Was das betrifft," sagte Fanny, „so habe ich mich schon seit einem Monat darein ergeben, daß ich, wenn ich jemals heirathete, die zweite Frau eines Mannes werden würde."

„Und was bewegt Sie zu diesem weisen Schlusse?"

„Zu diesem egoistischen Schlusse, müssen Sie sagen," antwortete sie; „so wenig Welterfahrung ich auch besitze, so bin ich doch überzeugt, daß kein Mann sich mit einer Frau begnügen wird, wo der Gebrauch den Besitz zweier sanktionirt. Nur muß es für die erste Frau außerordentlich kränkend sein, eine zweite Frau in's Haus kommen zu sehen, die ihre Herrschaft und Ehre theilt und nicht weniger schmeichelhaft muß es für die Eitelkeit der zweiten sein, sich auf diesen Standpunkt erhoben zu sehen. Dann bedenken Sie, wie eifersüchtig die erste Frau sein muß, während eben diese Eifersucht für die zweite ein Gegenstand des Ergötzens ist, weil dadurch ihre siegreiche Nebenbuhlerschaft und folglich ihre überwiegenden Reize stillschweigend zugestanden werden."

„Ich sehe schon, Fanny, daß Sie Mr. Stillman's Bewerbungen nicht zurückweisen werden und ich glaube, Sie machen eine sehr gute Partie mit ihm."

„Das glaube ich auch, und dann wäre es auch ein köstlicher Spaß, sein stolzes Weib ein wenig zu ärgern. Ich freue mich allemal, wenn so ein steifes, übermüthiges Wesen gedemüthigt wird. Da neulich beleidigte mich diese Louise geradezu."

„Wie so?" fragte ich.

„Na, es kommt nichts darauf an," sagte Fanny, aber ich dachte mir damals gleich, daß sie mir schon wieder kommen würde. O es ist zu gut!" Und sie lachte und tanzte wie der personificirte Muthwille.

„Und ist es möglich, daß Sie unter diesen Umständen einer solchen Heirath Vorschub leisten?“ sagte ich zu Mrs. Bradish. „Louise, Ihre Freundin wird dadurch lebenslang unglücklich gemacht werden und ich gestehe, daß ich nicht im Stande bin, wahrzunehmen, wessen Glück dadurch erhöht wird.“

„Wir erwarten in dieser Welt kein Glück und ob wir es in der nächsten genießen oder nicht, dies hängt blos von der Selbstverleugnung ab, die wir hier üben,“ sagte Mrs. Bradish und entfernte sich.

Es vergingen mehrere Tage und ich hörte nichts mehr von der projectirten Heirath. Indessen hatte ich aber doch bemerkt, daß Mr. Stillman und Fanny häufig zusammen waren, bei welchen Gelegenheiten Fanny es allemal so einzurichten wußte, daß Louise sie sehen mußte. Endlich kam Mrs. Bradish eines Tages wieder zu mir.

„Sie hat die ganze Sache entdeckt,“ sagte sie.

„Wer und was?“ antwortete ich.

„Louise, meine ich, hat entdeckt, daß ihr Mann im Begriff steht, eine zweite Frau zu nehmen.“

Ich konnte blos seufzen.

„Sie nehmen die Sache sehr ernst und Louise, das arme Kind, hat es auch sehr ernst genommen. Fanny, das böse Ding, hat ihre Rolle fast zu gut gespielt. Um ihren Triumph über Louisen vollständig zu machen, sagte sie zu Margarethen Shuff, Mr. Stillman habe sich um ihre Hand beworben und sie habe versprochen, ihm diesen Abend noch eine bestimmte Antwort zu geben. Margarethe hinterbrachte, wie Fanny vermuthet hatte, die Neuigkeit sofort Louisen, deren Herz schon von Haß und Eifersucht glühete.

„Sie mögen sich nur in Acht nehmen,“ sagte Louise mit

unheilverkündender Miene; „Fanny Simpkins ist mir ein wenig zu gemein und zu verächtlich. Wenn mein Gatte eine respektable Frau gewählt hätte, so würde ich vielleicht — sie redete aber nicht aus. Der Gedanke, daß ihr Mann noch eine zweite Frau nehmen wolle, würde sie unter allen Umständen wüthend gemacht haben.

„Aber da Sie das wußten, Mrs. Bradish, wie konnten Sie da ihrem Manne rathen, so etwas zu thun?"

„Weil das Glück einer einzelnen Person, besonders wenn es von der falschen Schätzung der relativen und socialen Pflichten des Lebens abhängt, verhältnißmäßig zu nichts herabsinkt, wenn es mit dem Gedeihen und Wohlergehen der Kirche verglichen wird."

„O Mrs. Bradish, ich kann es nicht vertragen, Sie auf diese Weise philosophiren zu hören," sagte ich; „das ist grausam und herzlos."

„Als Mittags die Wagen Halt machten, fiel es mir ein, daß es vielleicht gut wäre, wenn ich Louisen aufsuchte und, im Fall sie die Sache erwähnte, mich bemühete, sie mit dem Gedanken an die zweite Verheirathung ihres Mannes auszusöhnen," fuhr sie fort.

„Louise bereitete eben das Mittagsessen. Mr. und Mrs. Stillman senior, Mrs. Beardsley und die Kinder standen neben ihr. Sie grüßte mich kaum und ihre Augen hatten einen so wilden, stieren, gespenstischen Ausdruck, daß ich fast davor erschrak. „Wo ist Mr. Stillman?" fragte ich; „ich sehe, daß er nicht hier ist."

„Wir sehen ihn jetzt sehr selten," sagte Mrs. Beardsley, indem sie ihre Stricknadeln und ihre schwarzen Augen gleichzeitig hin und herwarf.

„Ja, es ist wirklich zu toll," sagte Mrs. Stillman senior,

„ich hätte nicht gedacht, daß ein so gesetzter Mann und trefflicher Ehegatte sich auf diese Weise von Worten und Lehren des Teufels bestricken lassen würde.“

„Ja, es ist zu toll,“ wiederholte der Alte, „aber ob es gerade eine Lehre des Teufels ist, weiß ich doch nicht.“

Zum ersten Male seit zwanzig Jahren hatte der Alte gewagt, anderer Meinung zu sein als seine Frau. Kein Wunder, daß ihr das Erstaunen darüber die Sprache raubte.

„Was meinen Sie denn eigentlich?“ fragte ich mit verstellter Unwissenheit.

„Fanny Simpkins, das verächtliche Geschöpf,“ sagte Louise, „hat meinen Gatten verführt.“ Weiter konnte sie nichts sagen, aber sie weinte, schluchzte oder stöhnte auch nicht, sondern sah wie Jemand, der den Verstand verloren hat, ihre Kinder an.

„Ich hätte nicht geglaubt, daß Sie ein solches Herzeleid mit ansehen könnten,“ sagte ich.

„Ich habe das Louisen voraus gesagt,“ fuhr Mrs. Beardsley fort. „Ihr Mann war auch nicht besser als andere, aber sie wollte mir nicht glauben. Sie sagte, er hänge zu sehr an ihr und so weiter. Aber die Männer sind einer wie der andere.“

„Na, das gerade nicht,“ sagte Mrs. Stillman senior; „Großpapa hier wird es sich nicht einfallen lassen, eine junge Frau zu nehmen. Nicht wahr nicht?“

„O, ich glaube nicht,“ sagte er, aber es lag in seiner Stimme etwas Unentschiedenes was mir auffiel so daß ich zu mir selbst sagte:

„Ehe ein Jahr um ist, werden wir sehen.“

„Ich habe Louisen gesagt,“ fuhr Mrs. Beardsley fort, „daß nun, da das Schlimmste zum Schlimmsten gekommen

ist, sie sich darein wird fügen müssen. Hätte sie meinen Rath von vorn herein befolgt, so —"

„Aber wie die Sache einmal steht, Mrs. Beardsley, wird zuletzt auch wieder Gutes daraus kommen. Wir haben die Verheißung und Louise sollte nicht so egoistisch sein und sich weigern, den Segen eines guten Gatten mit einer Schwester im Glauben zu theilen," sagte ich. „Wir haben keinen Grund zu vermuthen, daß Mr. Stillman eine Verminderung seiner Liebe zu ihr empfindet, obschon er einsieht, daß es seine Pflicht ist, auf wirksamere Weise zu dem Gedeihen der Kirche dadurch beizutragen, daß er noch ein anderweites Bündniß eingehet."

„Louise bewegte sich mechanisch hin und her wie in einem Taumel befangen. Ich sah, daß irgend ein bestimmter Vorsatz sich ihres Gemüths bemächtigt hatte, obschon ich mir nichts Klares denken konnte. Gerade als die beiden Familien mit ihrem Mittagsessen fertig waren, kam Mr. Stillman hinzu. Er schien ungewöhnlich heiter zu sein, scherzte mit seiner Mutter über ihre Haube, sagte zu Mrs. Beardsley, er habe so eben die Bekanntschaft eines netten Wittwers gemacht und fragte Louisen, was der Grund sei, daß sie seit den letztvergangenen zwei Tagen um wenigstens zehn Jahre älter aussähe. Es schien jedoch Niemand seine Heiterkeit zu theilen und eben so ward auch in meiner Gegenwart keine Anspielung auf seine bevorstehende anderweite Vermählung gemacht.

In diesem Augenblicke trat Mr. Ward hinzu und sagte, der Vortrab habe ein Lager von Indianern einige Meilen vor uns erspähet, doch wisse man noch nicht, ob es Freunde oder Feinde seien.

„Es ist zwischen beiden kein großer Unterschied," sagte

wollte dies verhindern, indem er sagte, er habe eine Offenbarung gehabt, die ihm mitgetheilt, daß uns von den Indianern Gefahr drohe. Hiergegen machte Brigham geltend, daß die Heiligen immer in Gefahr seien, daß ihm aber offenbart worden, es werde ihnen bei der gegenwärtigen Gelegenheit nichts Schlimmes zustoßen, und deshalb beschloß man zu bleiben.

Mittlerweile waren die Indianer mit dem Werk der Vernichtung emsig beschäftigt. Nachdem sie sich in zwei Abtheilungen getheilt, ritt die eine in langer Linie gerade über die Prairie nach den Hügeln zu, während die andere die entgegengesetzte Richtung einschlug und nun begann die Jagd. Die Büffel suchten die Anhöhen zu gewinnen, wurden aber hier zurückgetrieben und stießen dann auf die Jäger, welche von der entgegengesetzten Seite herkamen. Bald bedeckten Staubwolken das ganze Schauspiel und gestatteten uns nur dann und wann einen Blick. Endlich verschwand Alles in die Ferne und ich wendete mich ab, um mich mit der Bereitung der Abendmahlzeit zu beschäftigen. Während ich dies that, trat Louise Stillman in unser Zelt, setzte sich auf einen niedrigen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Sie leiden, Mrs. Stillman?" sagte ich.

„Ja," antwortete sie, „ein Kummer, welchen ich mir niemals träumen ließ, ein entsetzlicher, tiefer Kummer hat sich meiner bemächtigt."

Ich konnte keine Worte finden, um sie zu trösten und meiner Theilnahme zu versichern und schwieg deshalb.

„Mrs. Ward," sagte sie, „ich bin gekommen, um Sie um eine Gefälligkeit — um eine sehr große Gefälligkeit zu bitten. Sie gehören nicht zu den Mormonen und deshalb glaube ich, daß Sie Mitleid mit mir haben."

„Ja, das habe ich auch wirklich, Mrs. Stillman," antwortete ich.

„Ich wußte es — ich wußte es und deshalb bin ich zu Ihnen gekommen."

„Auf welche Weise kann ich Ihnen dienlich sein?" fragte ich.

„Man sagt mir," antwortete sie, „daß mein Gatte und Fanny Simpkins heute Abend einen Tag zu ihrer Vermählung festsetzen wollen. Ganz gewiß ist, daß sie sich da drüben in dem kleinen Pappelhain treffen werden. Nun wünsche ich das Schlimmste zu wissen. Diese Ungewißheit ist schrecklicher als die schwärzeste Wirklichkeit und deshalb bin ich gekommen, um Sie zu bitten, daß Sie mich zu einem nahegelegenen Versteck begleiten, wo ich ihre Unterredung mit anhören und von ihren Plänen Kenntniß erlangen kann."

„Aber, Mrs. Stillman," begann ich, denn diese Horcherei widerstrebte meinem moralischen Gefühl, „giebt es kein anderes Mittel, durch welches Sie Ihre Neugier befriedigen können?"

„Nein, es giebt kein anderes," entgegnete sie in bitterem Tone. „Nichts anderes kann mich zufrieden stellen. Ich muß wissen, was er sagt — was er zu ihr sagt — ja, zu ihr."

„Und dann?"

„Wenn er mich nicht mehr liebt —", sie zögerte und ihr Gesicht nahm einen Ausdruck an, der furchtbar anzusehen war.

„Wohlan, Mrs. Stillman, ich will mit Ihnen gehen, wenn Sie es so sehr wünschen, obschon ich zweifle, daß die auf diesem Wege erlangte Kenntniß zu Ihrem Frieden dienen werde."

„Größer kann mein Unglück dadurch nicht werden und wenigstens werde ich dadurch von dieser quälenden Ungewißheit befreiet."

Die Thränen traten mir in die Augen.

„Und Mrs. Bradish," fuhr sie fort, „meine alte, so werthgeschätzte Freundin, durch deren Unterredung und Einfluß wir uns verleiten ließen, mit auszuwandern, hat meinem Gatten zu diesem Schritt gerathen. Das ist das Grausamste von Allem."

„Ja, es ist wirklich grausam!" sagte ich, „und ich begreife nicht, wie eine Frau es übers Herz bringen kann, das Unglück einer Anderen mit so kalter Gleichgültigkeit zu betrachten."

Mein Abendbrod war bald bereitet, aber Louise weigerte sich, unser Gast zu sein, indem sie sagte, sie habe keinen Appetit. Mr. Ward bemühete sich, uns mit einigen Indianeranekdoten zu unterhalten, aber keines verrieth Neigung, die Unterhaltung weiter zu führen und deshalb versanken wir bald alle in düsteres Schweigen. Endlich war die Abendmahlzeit vorüber, die Kinder wurden zu Bett gebracht und die gewöhnlichen Arrangements für die Nacht getroffen, worauf ich Mr. Ward mittheilte, daß ich auszugehen wünschte. Er hatte nichts dagegen, ersuchte mich aber, nicht lange auszubleiben. Louise faßte mich am Arme und wir gingen fort.

Die dunkeln Schatten des Abends hatten sich über das Lager gebreitet, dessen große weiße Zelte und weißbedeckte Wagen einen seltsamen und frappanten Anblick darboten.

„Hierher," flüsterte Louise, „hier können wir gehen, ohne bemerkt zu werden."

Wir stiegen in eine tiefe aber schmale Schlucht hinab, die etwa fünfzig Schritt vom Lager entfernt war, folgten ihr eine kurze Strecke und kamen dann plötzlich auf die hintere Seite eines Pappelwäldchens. Wir versteckten uns hinter einen großen Baum, den der Sturm umgeworfen und schickten uns

an, hier die Annäherung der Liebenden zu erwarten. Wir hatten dies nicht lange nöthig. Bald ließen sich nahende Tritte vernehmen, dann schlug ein helles lustiges Gelächter an unser Ohr, auf welches die Worte folgten:

„Ach, denken Sie denn, ich solle Ihnen glauben, Ihnen, der Sie schon seit zehn Jahren verheirathet sind?“

Louise zitterte wie ein Espenlaub.

„Nun, was wollen Sie damit sagen?“ rief eine andere Stimme, in welcher ich die Stillman's erkannte.

„Was ich damit sagen will? Das können Sie sich wohl denken. Sie wollen mir weiß machen, daß meine Gegenwart für Ihr Glück nothwendig sei. Sind Sie denn noch nie glücklich gewesen? Ihre Frau ist schön, sanft und liebenswürdig. Sie hat schöne Kinder. Können Sie nicht mit diesen glücklich sein und mich entbehren?“

„Fanny,“ entgegnete ihr Begleiter, „wie können Sie an meiner Liebe zweifeln! Seitdem ich Sie zum ersten Male gesehen — seitdem ich zum ersten Male an Sie gedacht, sind Sie meine Welt, mein Himmel gewesen. Ihre Nähe war für mich das, was die Sonne für die Erde ist und ohne Sie ist Alles wüst und dunkel. Um Ihrer Liebe willen würde ich mein Leben opfern — ich würde meine Natur ändern, wenn ich mich Ihnen dadurch angenehmer machen könnte. Weib, Kinder, Freunde, sind nichts — nichts im Vergleich mit Ihrer Liebe.“

Ich schauderte bei diesen kalten, grausamen Worten, in welchen ein so entsetzlicher Verrath gegen eine liebenswürdige und unschuldige Familie lag. Louise aber stieß einen wilden, durchbohrenden Schrei aus und fiel mit dem Gesicht auf den Boden. Welch ein Schrei! Ich wäre nicht im Stande, ihn zu beschreiben, denn er glich keinem andern menschlichen Ton,

den ich jemals gehört. Es war wie der Ausruf einer lange verhaltenen unaussprechlichen Todesangst, das Wehklagen eines niedergebeugten und gebrochenen Herzens in seiner äußersten Verzweiflung. Kein Wunder, daß die Liebenden von ihren Sitzen aufsprangen und als Mr. Stillman sich herumdrehete, erblickte er mich und sein an der Erde liegendes Weib.

„Was soll das heißen?" sagte er zornig.

„Es soll heißen, daß Ihr unverzeihlicher Leichtsinn Ihr Weib gemordet hat," antwortete ich.

„Und hat mein Weib sich so weit vergessen, daß sie die heimliche Horcherin spielt?" entgegnete er heftig.

„Wir wollen diesen angenehmen Leuten die Freude an der Entdeckung lassen, welche sie gemacht haben," sagte Fanny, indem sie ihn beim Arme ergriff.

Mr. Stillman wollte fortgehen, ich forderte ihn aber auf zu bleiben.

„Ihre Frau hier bedarf Beistand," sagte ich; „geben Sie diesem eiteln, übermüthigen, koketten Geschöpf den Vorzug vor der Mutter Ihrer Kinder?"

Er drehete sich herum und zeigte eine etwas beschämte Miene. Louise hatte sich noch nicht vom Boden erhoben, sondern lag in todtenähnlicher Ohnmacht. Ich hob ihren Kopf auf meinen Schooß, machte ihr die Kleider auf und rieb ihr die glühenden Hände. Endlich schlug sie die Augen auf, gerade wie Jemand, der aus einem entsetzlichen Traume erwacht. Stillman hatte sich genähert und beugte sich über sie; seine breite Brust hob sich vor innerer Bewegung, während Fanny mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen nicht weit davon stand.

„Bist Du es, mein Gatte?" sagte sie mit matter Stimme.

„Mir träumte, Du hättest mich verlassen — Du liebtest mich nicht mehr. Ist es so? — o sprich, Theurer!“

„O nein, nein!“ rief der Unglückliche schluchzend und stöhnend.

„Du weißt,“ fuhr Louise fort, „daß wir noch nicht sehr viele Jahre verheirathet sind und dennoch wie glücklich sind wir stets gewesen in unserem alten Hause, neben dem schönen See, wo die kleine Ada geboren ward und starb. Mich dünkt, ich sehe es jetzt noch mit seinem schönen, grünen Rasenplatz und seinem traulichen Ahornwäldchen, in welchem sich die Fußwege kreuzten! Gedenkst Du seiner nicht mehr, mein Gatte?“

„Ja wohl, ja wohl!“.

„Und wie ich krank war und Du bei mir wachtest und fürchtetest, daß ich sterben möchte, und wie sorglich Du mich pflegtest, als ich wieder zu genesen begann. O mein Gatte, ich habe es nicht vergessen!“

Es ließ sich ein Ton vernehmen, welcher wie Weinen klang.

„Mr. Stillman,“ sagte Fanny stolz, „ist es Ihnen gelegen, wieder mit zurückzukehren?“

Louise hörte diese Worte und sich halb aufrichtend, rief sie ungestüm: „Verlaß uns, verlaß ihn, Du schändliches verworfenes Geschöpf?“ und dann fuhr sie fort, zu ihrem Gatten zu sprechen und die Erinnerung an alte Zeiten wieder in ihm wach zu rufen.

„Ich weiß, daß ich so viel Liebe und Zärtlichkeit, wie Du an mich verschwendetest, nicht verdiente — daß ich ungestüm und leidenschaftlich war und zuweilen ohne Grund tadelte und ich weiß wohl, daß ich nicht schön bin. Ich besitze nicht so viel Talente wie manche Andere, auch bin ich nicht mehr jung und dennoch liebte ich Dich, mein Gatte, von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Erst als ich Dich sah, wußte ich, was

Liebe oder Leben oder Glück ist und seit Jahren bist Du meine Welt gewesen. Es giebt viele weit schönere, reichere und begabtere Frauen, aber dennoch könnten und würden sie Dich nicht mehr lieben als ich."

Er neigte sich über ihre zusammengesunkene Gestalt. Es war zu finster, um deutlich zu sehen, aber es war mir, als wenn ihre Lippen sich begegneten.

„Ich dachte oft, ich sei nicht gut genug für Dich und dennoch bemühete ich mich, Dir Deine Häuslichkeit zu verschönern und Dir alles zu sein, was ein Weib sein konnte und Du warst glücklich und zufrieden mit mir, mein Gatte, nicht wahr?"

„Ja, ja; der Himmel weiß, daß ich es war," antwortete er. „Und wir werden auch wieder glücklich sein. Fanny kann mir niemals sein, was Du mir gewesen bist, obschon ihre Schönheit mich verlockte und meine Eitelkeit dadurch erregt ward, daß ich sie bevorzugte. Uebrigens gab mir jenes Weib, Deine Freundin, Louise, den Rath, noch eine Frau zu heirathen."

„Ich weiß es, ich weiß es," sagte Louise. Der Himmel gebe, daß ich mich überwinden kann, ihr zu verzeihen."

„Ich sah mich nach Fanny um — sie war fort.

„Ich kann Dich nicht mit einer andern vermählt sehen," sagte sie. „Nein, mein Gatte, bringe mich lieber um, ehe Du dies thust. Es wäre eine Gnade, eine Wohlthat, mir so unaussprechliches Elend zu ersparen."

„Wohlan, Du sollst es auch niemals sehen," antwortete er ernst. „Nein, mein Weib, ich habe Unrecht gethan, ich bin schwach und thöricht gewesen, aber man sagte mir, Du würdest Dir nichts daraus machen, es läge Dir jetzt nicht viel mehr an mir und auf diese Weise ließ ich mich täuschen und verlocken."

Louise hielt ihn noch fest in ihren Armen.

„Und die grausamen Worte, welche Du sprachst," flüsterte sie.

„Und wie lauteten sie? Ich weiß es nicht," sagte er; „ich bin von einer wilden, unheiligen Leidenschaft berauscht gewesen, aber Deine Worte haben mich wieder zur Besinnung gebracht. Die Illusion ist entschwunden. Ich finde in Deiner Liebe etwas Wirkliches, Etwas, was ich niemals einer bloßen vorübergehenden Grille für ein anderes Weib opfern werde, es komme was da wolle."

„Ich tadle mich mehr als Dich," fuhr Louise fort. „Ich tadle mich selbst, daß ich jemals meine Einwilligung gab, mit diesen Menschen auszuwandern, da ich ihre Grundsätze in Bezug auf Vielweiberei kannte und dabei auch wußte, daß ich Dich niemals mit einer Andern vermählt sehen könnte. Der Gedanke hieran ist für mich unendlich peinlicher, als Armuth oder Mangel für mich sein könnte. Aber ich liebte Dich so innig und setzte so großes Vertrauen auf Deine Liebe zu mir, daß ich mir nicht träumen ließ, es könne jemals so etwas geschehen. O mein Gatte, ich beurtheilte Dich nach mir selbst und glaubte, es würde Dir eben so unmöglich sein, ein anderes Herz zu lieben, als es mir wäre."

Stillman war tief ergriffen. Er hatte sein Weib mit all der Zärtlichkeit geliebt, deren sein Herz fähig war. Sie hatten sehr glücklich zusammen gelebt und nun, wo ihre Worte die Erinnerung an die Vergangenheit wach gerufen, fühlte er, wie sehr und wie tief er sie verletzt hatte.

„Ich fühle, daß ich Dir großes Unrecht gethan," sagte er, während ihm die Thränen die Wangen herabrannen und seine Brust sich vor innerer Bewegung hob. „Ich hätte niemals auf den Einfall kommen sollen, eine zweite Frau zu heirathen,

weil, wie erlaubt es auch sein möge, zwei Weiber zu besitzen, doch in unserm Falle bei der ersten Vermählung nicht davon die Rede war und Du folglich dadurch in Deinen wohlerworbenen Rechten gekränkt werden würdest. Ich sehe mein Unrecht vollkommen ein," fuhr er fort, „und nun, mein theures Weib, liebe ich Dich mehr als zuvor, mehr als je. Stelle diese Liebe auf die Probe. Es giebt nichts, was ich nicht freudig thun werde, um Dich zufrieden zu stellen, nichts, das ich Dir nicht als Entschädigung für den Schmerz, den ich Dir bereitet, versprechen will. Befiehl mir zu schwören, daß ich nie wieder ein Wort mit Fanny sprechen oder unter irgend welchen Umständen irgend einem andern Weibe meine Hand anbieten will, und ich will den Eid leisten und ihn halten, so lange ich athme."

Er warf sich, indem er dies sagte, zu ihren Füßen nieder und ich fühlte, daß er es aufrichtig meinte.

Louise umarmte ihn zärtlich und faßte seine Hände in die ihren.

„O, mein Gatte," sagte sie, „Du machst mich zu glücklich, zu glücklich! Du bist also mein und nur mein! Und dies ist Alles, was ich von Dir verlange; versprich mir, daß, so lange ich lebe, Du niemals eine Andere heirathen willst, daß Du in der That und in Gedanken nur mir treu bleibst."

Er that wie sie verlangte und Arm in Arm und Herz an Herz saßen sie in dem kühlen Schatten in all der Seligkeit neu belebter Liebe. Da ich fühlte, daß meine Gegenwart störend sein könne, so verließ ich sie und stahl mich allein und unbemerkt, aber mit einem unbeschreiblichen Gefühl der Freude, zurück in unser Lager.

Ich traf Mrs. Bradish im Gespräch mit Mr. Ward. Sie

hatte ihm mitgetheilt, daß die Hochzeit wahrscheinlich unter ihren Auspicien stattfinden werde.

„Was der Tausend!" rief sie, als ich eintrat; „Sie sehen ja gerade aus, als ob Sie von einer Hochzeit kämen. Was ist denn so außerordentlich Angenehmes geschehen?"

„Ich komme von einem Schauspiele, welches besser war, als irgend eine Hochzeit," entgegnete ich; „von der Aussöhnung eines Gatten mit seiner Gattin. Louise, ihre Freundin," fuhr ich, zu Mrß. Bradish gewendet, fort, „ist heute Abend ein glücklicheres Weib, als sie in der letztverflossenen Zeit gewesen ist."

„Erklären Sie sich deutlicher," sagte die Dame.

„Ich meine, was ich sage, nämlich, daß Louise Stillman ein glückliches Weib ist und daß Fanny Simpkins vielleicht als alte Jungfer sterben muß. Und ich freue mich so sehr bei dem Gedanken, daß dieses abscheuliche Project vereitelt ist."

„Vereitelt! Aus Fanny's Verheirathung soll nichts werden, während ich selbst den Rath dazu gegeben und dabei mitgewirkt! Ich frage Sie, Mrs. Ward, wessen Einfluß ist hier thätig gewesen und hat die Erfüllung meiner Wünsche verhindert?"

„Die göttliche Vorsehung, glaube ich, hat Mr. Stillman die Augen über die Abscheulichkeit des Verbrechens geöffnet, welches er im Begriff stand, zu begehen."

„Ach was da! Binnen zwei Tagen wird er sich wieder anders besinnen. Fanny wird ihn schon wieder herumkriegen."

„Im Gegentheil, Mrs. Bradish, er hat einen feierlichen Schwur gethan, niemals eine Andere zu heirathen, so lange Louise lebt. Ich war Zeuge dieses Schwurs."

Mrs. Bradish schüttelte den Kopf und murmelte:

„Wir werden ja sehen."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Liebe in der Wildniß.

Liebe in der Wildniß — Liebeleien in einem Lager — eine wie angenehme Abwechselung bringen sie in die Eintönigkeit einer langen Reise. Ein Brautstand unter Indianern und Büffelheerden, an dem Ufer von Flüssen, am Fuße von Gebirgen und im Schooße wellenförmiger Prairien — besitzt wenigstens den Reiz der Neuheit. So dachten auch Harmer und Emily. Und dann schien es so natürlich — so ähnlich den Vögeln und Gazellen — unter solchen Umständen zu lieben: Welches Herz konnte anders? Wenn ihr tête-à-tête durch einen befiederten, bemalten Indianer unterbrochen ward, was war dann für Harmer natürlicher, als daß er Emily in seine Arme schloß, oder für sie, als daß sie Schutz bei ihm suchte? Wenn die Aeltesten sich in ihre Zelte zurückgezogen und die Wachen ihre Posten eingenommen hatten, so war für die Liebenden wiederum nichts natürlicher, als ein trauliches Plätzchen neben einem Haufen glühender Asche zu suchen und jene Worte einander zuzuflüstern, die, wie schaal sie auch Unbetheiligten vorkommen mögen, doch für die Betheiligten so außerordentlich interessant sind?

„Kommen Sie, Emily," sagte Harmer, „setzen Sie sich hierher an das Feuer. Die frommen Brüder sind mit ihren

theologischen Discussionen eben so zu Ende, wie die alten Damen mit ihren Tabakspfeifen und ihren Schnupfdosen."

Emily zögerte. Der junge Mann schlang seinen Arm um sie und zog sie an sich.

„Kommen Sie, ich habe Ihnen etwas zu sagen."

Emily duldete die Umarmung und das Geflüster klang einem Kusse täuschend ähnlich.

„O Emily;" fuhr er leidenschaftlich fort, „warum lassen Sie mich so lange in Ungewißheit? Habe ich nicht geschworen, allen meinen frühern Geschmacksrichtungen, Gewohnheiten und Neigungen zu entsagen, weil mein unstetes Leben Ihnen unangenehm ist? Habe ich nicht eingewilligt, jedes Opfer zu bringen, welches Sie verlangen? Was wollen Sie mehr? Sie können unmöglich an meiner Aufrichtigkeit zweifeln."

„Ich zweifle nicht an Ihrer Aufrichtigkeit," sagte Emily. „O weh! welch ein Aschenregen!" rief sie und entriß sich den Armen ihres Geliebten. Der plötzlich umspringende Wind hatte eine ganze Wolke von Funken und Asche über sie hinweggeweht. Harmer folgte rasch und sie nahmen nun beide ihren Sitz auf der andern Seite des Feuers.

„Was wollten Sie sagen, Geliebte?"

„Daß ich nicht an Ihrer Aufrichtigkeit zweifle in so weit die Gegenwart in Frage kommt, aber Ihr Sinn kann sich ändern — das fürchte ich. Mein Gatte muß häuslich sein — in seiner Abwesenheit würde ich mich härmen und grämen und vielleicht gar sterben, und Sie, Sie haben das unstete Wanderleben so lieb gewonnen, daß es mir unmöglich scheint, Sie jemals als ruhigen, zufriedenen Ansiedler zu sehen."

„Weil Sie Ihre Macht über mich nicht kennen," antwortete er. „O, Sie können Alles aus mir machen. Ihre Macht

über mich hat etwas Wunderbares. Sagen Sie, daß Sie mein sein wollen. O sagen Sie — verwünscht wäre die Asche!"

Emily brach in ein lautes Gelächter aus, denn der Wind, der schon wieder umgesprungen war, trieb ihnen eine zweite Wolke Asche und Funken gerade in das Gesicht. Wieder fanden sie es nothwendig, ihre Position zu verändern, und nachdem sie wieder behaglich Platz genommen, setzten sie ihr Gespräch weiter fort.

„Ich bin nicht reich," sagte Harmer, „ich habe weder Gold, noch Silber, noch schöne Häuser. Ich kann Ihnen weiter nichts anbieten, als eine Jägerhütte, wenigstens so lange, als bis in dem schönen Lande, nach welchem wir ziehen, unsere Farms geklärt und unsere Wohnungen gebaut sind, und dennoch, Emily, ist die bescheidenste Hütte mit Liebe einem Palaste ohne dieselbe vorzuziehen."

Emily seufzte.

„Verzeihen Sie mir, Emily," sagte er, „aber ich habe etwas auf dem Herzen, was ich Ihnen sagen muß. Zwei unserer Leute sprachen heute von Ihnen."

„Von mir! Was sagten sie denn von mir?"

„Gedulden Sie sich und Sie sollen Alles hören. Sie sagten, Brigham, unser Oberhaupt, habe sich in Sie verliebt, Sie aber haßten und verachteten ihn. Nichtsdestoweniger jedoch hätten Sie eingewilligt, sein Weib zu werden, und zwar um der Bedeutung und Wichtigkeit willen, welche Sie durch diesen Rang erlangen würden, weil er versprochen habe, Sie über seine übrigen Gattinnen zu erhöhen, ungefähr wie die Favoritsultanin in einem türkischen Harem."

Emily lachte laut auf.

„Eine sehr schöne Geschichte," sagte sie, „die ganz bewun-

dernswürdig ausgesonnen ist. Aber waren diese beiden die Rathgeber des Propheten, oder auf welche Weise hatten sie sonst Kenntniß von seinen Privatangelegenheiten erlangt?"

„Emily, es bekümmert mich außerordentlich, eine so ernsthafte Sache von Ihnen lächerlich gemacht zu sehen."

Emily lachte noch viel lauter.

„Es ist gar nichts Ernstes daran; diese Leutchen haben sich die ganze Sache unterwegs ausgesonnen. Favoritsultanin, das muß ich sagen — o wie lächerlich!"

„Aber hat Brigham niemals sich um Ihre Hand beworben?"

„O allerdings ist er sehr aufmerksam gegen mich gewesen — hat mir mehrere Geschenke angeboten, obschon ich sie allemal zurückgewiesen habe — er hat mich aufgefordert, mit in seinem Wagen zu fahren und auch auf andere Weise seinen Wohlgefallen an meiner Gesellschaft zu erkennen gegeben, obschon er sich niemals förmlich um meine Hand beworben hat."

„Und gesetzt, er hätte es gethan?"

„Nun, gesetzt —"

„Würden Sie sein Anerbieten angenommen haben?"

„Welche Frage, Mr. Harmer! Sie sind kein Priester und hier ist auch kein Beichtstuhl. Hui, da haben wir's wieder!"

Ein plötzlicher Windstoß erfüllte wieder die Atmosphäre mit Ruß und Dampf.

„Aber ich möchte wissen," sagte Harmer, „ob Sie Brigham heirathen würden oder nicht."

„O pfui, Mr. Harmer, Sie werden eifersüchtig."

Harmer machte ein Gesicht, als wenn er Lust hätte, mürrisch zu werden. Emily hatte in ihrem Temperament eine kleine Beimischung von Koketterie. Sie machte es sich gern zum Vergnügen, ihren Anbeter zu necken und zu ärgern, aber

dennoch hing sie mit ganzer Liebe an ihm. Sie peinigte ihn, bis er zornig ward, und brachte ihn dann durch ihre Schmeicheleien und Liebkosungen wieder auf gute Laune.

„Na, na, werden Sie nur nicht gleich böse," sagte sie, als seine Stirn sich zu umwölken begann. „Werden Sie nur nicht böse und ich will Ihnen die ganze Sache erzählen."

Der galante Steppenjäger schlang seinen Arm vertraulich um ihre Taille.

„Nun, was wollen Sie mir sagen?"

„Daß nichts auf Erden mich bewegen könnte, diesen Mann zu heirathen, welcher schon drei Weiber hat."

Harmer schloß sie fest in seine Arme.

„Warten Sie, ich bin noch nicht fertig," sagte Emily. „Ich würde mich scheuen, irgend einen Mann unter den Mormonen zu heirathen, weil er binnen wenigen Jahren oder vielleicht Monaten meiner überdrüssig werden und sich ein anderes Weib nehmen würde. Das könnte ich nicht ertragen."

„Und fürchten Sie dies von mir?" fragte Harmer.

„Von Ihnen und von jedem Manne, der in einem Zustande der Gesellschaft lebt, wo die Vielweiberei erlaubt ist."

„O, Emily, dann zweifeln Sie an meiner Liebe."

„Das gerade nicht, aber viele Männer, ja, kann man nicht geradezu sagen, alle Männer, lieben die Veränderung. Ihre gegenwärtige Liebe ist kein Beweis von dem Zustand Ihrer Gefühle im künftigen Jahre. Dringen Sie nicht in mich. Ich will Ihre Schwester, Ihre Freundin, kurz Alles sein, was ich mit Ehren sein kann, aber nur nicht Ihr Weib, denn dies ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen unmöglich."

„Und Sie weigern sich, weil Sie fürchten, daß ich in einiger Zeit glauben möchte, eine zweite Gattin würde mein Glück erhöhen."

„Ja wohl,“ sagte Emily und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust.

„Wohlan, eben um dieser Gesinnung willen liebe ich Sie noch zehnmal mehr,“ sagte der wackere Steppenjäger. „Sie wollen Ihren Mann ganz für sich allein haben. Sie haben keine Lust, seine Liebkosungen und seine Liebe mit einer Nebenbuhlerin zu theilen. Sie sind ein ächtes Weib und Ihr Herz verlohnt sich des Besitzes. Schauen Sie auf, Geliebte, und ich will Ihnen sagen, was wir thun können.“

Emily blickte durch ihre Thränen hindurch lächelnd auf.

„Bald werden wir am Ziel unserer Reise sein,“ sagte er. „Wenn wir jene dunkeln Berge überstiegen haben, die sich dort am Horizonte zeigen, betreten wir die Grenze des Gelobten Landes. Sie wissen, Geliebte, daß die Vielweiberei wesentlich dem System der Mormonen eigen ist. Deshalb wollen wir die Mormonen verlassen und in jene Staaten zurückkehren, wo Jeder, der zwei Frauen hat, nach den Gesetzen eines todeswürdigen Verbrechens schuldig ist. Dort können Sie in dieser Beziehung nichts mehr zu fürchten haben.“

„Was! diese lange Reise sollten wir wieder zurückmachen?“

„Sie willigen also nicht ein?“ sagte Harmer; „Sie lieben mich nicht!“

„Seien Sie doch vernünftig,“ entgegnete Emily; „es sind hierbei gar so viele Dinge in Erwägung zu ziehen. Ich habe meine Einwilligung nicht verweigert, aber ich gebe auch keine unbedingte Zustimmung.“

Harmer war das Musterbild eines Steppenjägers des fernen Westens — groß, schön gewachsen, athletisch gebaut, an die härteste körperliche Anstrengung gewöhnt und ein leidenschaftlicher Freund der Büffeljagd und des Lebens in der Prairie. Er hatte nie von Liebe geträumt, als bis die schöne

Emily seinen Lebenspfad kreuzte. Anfangs fand er sie blos wunderbar schön und betrachtete sie ungefähr mit denselben Empfindungen, wie eine schöne Blume oder einen schönen Vogel. Dies konnte jedoch nicht so fortdauern und lange zuvor, ehe er sich von der eigentlichen Beschaffenheit seiner Gefühle selbst Rechenschaft geben konnte, schweiften seine Augen fortwährend nach Emily und in ihrer Nähe empfand er eine neue noch ungekannte Wonne.

Emily konnte für diese Beweise von Zuneigung nicht unempfindlich sein und ihr Herz interessirte sich bald innig für den schönen Steppenjäger. Dabei aber war sie fortwährend des Schicksals ihrer Mutter eingedenk und trug Sorge, daß ihre Leidenschaften stets der Vernunft und dem Urtheile untergeordnet blieb.

„Ich kann mir nicht denken, warum Sie nicht mit mir nach den Niederlassungen zurückkehren wollen," fuhr Harmer fort; „ich dächte, Sie hätten mir selbst erzählt, daß Mr. und Mrs. Stillman nicht Ihre Eltern sind."

„Die sind auch nicht meine Eltern."

„Also sind Sie eine Waise?"

„Ja, ich bin eine Waise."

„Und haben Lust, als alte Jungfer zu sterben?"

„Na, nun fangen Sie wieder an, dummes Zeug zu schwatzen."

„Durchaus nicht. Sie weigern sich, in dem Mormonenlande zu heirathen, aber gleichzeitig wollen Sie auch darin bleiben. Was kann ich weiter daraus schließen, als daß Sie als alte Jungfer zu sterben wünschen?"

„Sie verstehen mich ganz falsch," sagte Emily, „aber es kommt weiter nicht viel darauf an. Ich hoffe, wir werden stets gute Freunde bleiben."

„Freunde!" wiederholte Harmer. „Emily, ist das Alles?"

Wieder verbarg sie ihr Antlitz an seiner Brust. So innig sie auch Harmer liebte — und sie liebte ihn wirklich — so fürchtete sie doch fast, ihr Glück seiner Obhut anzuvertrauen. Das Leben in den Prairien hatte wenig Reize für Sie. Konnte sie sich wohl mit dem Leben in einer Jägerhütte nach Indianerweise begnügen, wo sie alle Luxusgenüsse und sehr viel Bequemlichkeiten der Civilisation entbehren mußte? Auf Thierhäuten schlafen, von Wurzeln und gebratenem Büffelfleisch leben, ohne andern weiblichen Umgang, als mit wilden Indianerinnen, abgeschnitten von allem Verkehr mit ihren Freunden und Bekannten — was war dies für ein Leben? Selbst um der Liebe willen konnte sie sich nicht überwinden, sich in alles dies zu fügen. Allerdings hatte er versprochen, dieser herumschweifenden Lebensweise zu entsagen, aber nun entstand die Frage, ob ihn eine solche Veränderung glücklich und zufrieden machen würde. Konnte sie hoffen, daß ihre Gesellschaft ihn auf die Dauer über den Verlust aller jener Freuden trösten würde, von welchen ein Leben der wild umherschweifenden Unabhängigkeit und der anregenden Scenen des Grenzkrieges begleitet ist? Mußte er nicht der Eintönigkeit des mühsamen Ackerbaues überdrüssig werden und war ihr dann nicht das Schicksal beschieden, seine Abwesenheit zu betrauern oder Zeugin seiner Unzufriedenheit und seines Mißmuths zu sein?

Von diesen Gedanken erfüllt, ließ sie sich immer zurückhalten, eine entschiedene Antwort auf seinen Antrag zu geben, und unzählige Male sagte sie bei sich selbst: „O, ich liebe den Mann wohl, aber nicht seine Lebensweise. Wäre er der Sohn eines Farmers, wäre er in gänzlicher Unbekanntschaft mit Indianern und Büffeln erzogen, wie glücklich hätten wir dann sein können!“

Mittlerweile war das Feuer vollständig ausgebrannt. Es waren weder Kohlen noch glühende Asche mehr vorhanden. Emily schlug vor, den Rückweg anzutreten.

„Noch nicht, Emily," antwortete ihr Geliebter. „Ich bin so glücklich, wenn ich in Ihrer Nähe bin, daß ich niemals einen Augenblick lang abwesend zu sein wünsche. Ich liebe Sie so innig — so wahr — es liegt etwas so Außerordentliches und Unerwartetes in meiner Zuneigung, daß ich nicht begreifen kann, wie Sie an der Innigkeit und Dauer derselben zweifeln können."

„Und vielleicht," sagte Emily, obschon ihr Herz ihre Worte Lügen strafte, „vielleicht haben Sie dieselbe Zuneigung schon einer Andern betheuert, ehe Sie mich sahen."

„O, Emily, wie Unrecht thun Sie mir, der ich kaum je mit einem Mädchen gesprochen und mich für das weibliche Geschlecht weit weniger interessirt habe, als für Büffelkühe."

„Ein ächter Jägervergleich!" sagte Emily lachend.

„Ich kenne nicht die Sprache, mit welcher Männer von Welt den Gegenstand Ihrer Liebe anreden," sagte Harmer; „ich verstehe mich nicht auf feine Redensarten und was ich sage, das giebt mir mein Herz ein. Meine Worte sind vielleicht tölpisch oder matt oder unpassend, aber sie sind aufrichtig und müssen es sein. O glauben Sie mir, Emily, gern würde ich mein Leben dafür hingeben, wenn ich Sie glücklich machen könnte."

„Ich zweifle nicht an Ihnen," flüsterte Emily, „aber es ist ein Platzregen im Anzuge — es fängt schon an. Lassen Sie mich in unser Zelt gehen."

„Und werden wir uns morgen Abend wiedersehen?"

„Vielleicht."

Er küßte ihre Hände, ihre Arme, ihren Hals, ihre Augen und ließ sie dann gehen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Anfechtungen eines Weibes.

„Wir rasteten mehrere Tage in der Nähe einiger bewaldeten Anhöhen, die sich an den Grenzen einer dunkeln Bergkette hinzogen. Diese Rast war unbedingt nothwendig geworden, um unsere ermatteten und abgetriebenen Thiere am Leben zu erhalten. Einige davon waren schon durch die allzugroße Anstrengung daraufgegangen, andere waren geschlachtet worden, einige hatten sich verlaufen und mehrere waren gestohlen worden, so daß die Zahl, die wir bei unserm Auszuge gehabt, sich sehr vermindert hatte. Einige der Frauen und viele von den Kindern waren krank oder vielmehr von den Strapazen der langen Reise abgemattet.

Mr. Bradish dagegen war so rührig und munter wie von Anfang an. Sie bedürfe keine Ruhe, sagte sie, sondern würde lieber ununterbrochen die Reise fortgesetzt haben. Wenn die Menschen nur entschlossen wären, meinte sie, und sich fest vornähmen, nicht krank oder müde zu werden, so würden sie es auch nicht werden.

„Dann glauben Sie wohl auch, daß die Menschen, wenn sie sich vornähmen, nicht zu sterben, auch ewig leben würden?“

„Das ist etwas ganz Anderes und dennoch glaube ich, daß die Einbildung schon Manchem das Leben gekostet hat. Allerdings bedarf es eines starken Willens, aber ich habe wirklich

viele wunderbare Kuren an mir selbst vollbracht, ohne einen Tropfen Arzenei. Sie brauchen nicht zu lachen; die Krankheit war wirklich da und die Heilung auch."

„Was waren dies aber für Krankheiten?"

„Husten, Fieber, Ruhr und dergleichen."

Ich konnte mich kaum des Lachens enthalten.

„Und diese Krankheiten haben sich durch die einfache Aufbietung eines starken Willens gehoben?" sagte ich.

„Ja; ich habe sie weggearbeitet."

„Weg gearbeitet?"

„Ja wohl; es ist weiter nichts Außerordentliches dabei. Sie wissen, daß ich Dienstleute hatte und folglich niemals auch nur das Mindeste zu arbeiten brauchte; sobald ich aber merkte, daß es mit meiner Gesundheit nicht recht fortwollte, machte ich mich stracks an die erste Arbeit — wusch, scheuerte, arbeitete im Garten und dergleichen und hielt dabei an dem Entschlusse fest, nicht krank zu werden und auf diese Weise überwand ich das Uebel allemal. Auch war diese Kur viel besser als müßig dazusitzen und eine Dosis ekelhafter Medizin nach der andern zu verschlucken."

„Das ist wohl wahr."

„Ich glaube, wenn alle Kranke es gleich beim Beginn ihrer Krankheit so machten, so würden sie eben so schnell damit fertig werden. Ich bin so weit gekommen, als irgend Jemand und habe jetzt noch keine Abnahme meiner Kräfte verspürt."

„Mrs. Beardsley ist sehr unwohl," bemerkte ich.

„Und Fanny hat ihr Augenmerk auf Mr. Stillman sen. gerichtet," sagte Mrs. Bradish lachend. „Sie ist fest entschlossen, den Vater zu erobern oder den Sohn."

„Unmöglich!"

„Warum unmöglich? Mir scheint es sehr natürlich zu

sein. Fanny erklärt, sie wolle durchaus nicht als alte Jungfer sterben, aber auch keinen Mann heirathen, der nicht schon eine Frau habe."

„Ein seltsamer Geschmack."

„O sie hat ihre guten Gründe."

„Die möchte ich doch kennen lernen."

„Nun, Sie wissen, daß sie eine kleine Kokette ist und sie meint, es müsse köstlich sein, über eine erste Frau zu triumphiren. Ich glaube, sie wird es für eine große Heldenthat halten, wenn sie diesen alten Mann erobert."

„Höchst wahrscheinlich, und doch, was für ein abscheulicher Charakter!"

Mrs. Bradish lachte.

„Sie läßt sich einmal nicht davon abbringen, die Dinge nach altmodischer Weise zu betrachten," sagte sie.

„Ich hoffe und bete, daß Fanny sich abermals getäuscht sehen werde; aber was sagt denn die arme alte Stillman dazu?"

„Ach, ich kann nicht die Hälfte von dem wiedererzählen, was sie sagte und weiß wirklich nicht, wer am meisten raste, ob sie oder Louise."

„Aber wie kam denn die ganze Sache?"

„Nun, Fanny war natürlich höchst aufgebracht, daß es ihr nicht gelungen war, Mr. Stillman jun. zu erobern. Nicht als ob sie ihn geliebt oder aus seiner Neigung sich etwas gemacht hätte, sondern sie wünschte blos, Louisen zu demüthigen, die, wie sie meinte, sie beleidigt hatte. Sie war ganz wüthend über das Ergebniß von Stillman's Begegnung mit seiner Frau an jenem Abend in dem kleinen Wäldchen, wußte aber ihren Zorn hinter gut geheuchelter Gleichgültigkeit zu verbergen und schwur heimlich Rache. Ich fragte, was sie vor hätte, aber sie schüt-

telte den Kopf und lachte. Sie wissen, wie außerordentlich der alte Stillman an seiner Frau gehangen hat."

„Allerdings ist es mir stets vorgekommen, als ob er sie über Alles liebte."

„Ich bin gegen dergleichen Kundgebungen sehr mißtrauisch," sagte Mrs. Bradish. Der alte Mann ist ja viel zu schwach und einfältig, als daß er wirklich große Zuneigung zu irgend Jemanden fühlen könnte. Haben Sie jemals bemerkt, wie er stets nachbetet, was seine Frau sagt?"

„Allerdings."

„War es nicht lächerlich? Und dennoch stand nie ein so entschieden unter dem Pantoffel und lebte zugleich in so glücklicher Ungewißheit wie dieser selbe alte Mann. Es war eine weit und breit bekannte Thatsache, daß seine Frau die Hosen anhatte, aber er leugnete es standhaft und behauptete, er könne bei allen Gelegenheiten thun, was ihm beliebe."

„Papa findet aber einmal Vergnügen daran, in Uebereinstimmung mit meinen Wünschen zu handeln," pflegte sie selbstgefällig zu sagen. „Papa weiß, daß mein Rath allemal der beste ist. Ja, ihr Rath ist allemal der beste, pflegte der alte Mann zu antworten und Niemand wagte dies streitig zu machen. Wenn Jemand zu ihm kam, um eine Kuh, ein Pferd oder sonst etwas zu kaufen, so mußte „Mutter" deswegen befragt werden. Wurde Geld gebraucht, so mußte „Mutter" darum angegangen werden, da blos sie wußte, wo es lag. Wenn er des Abends ausging, so mußte „Mutter" wissen, wohin er ging und wie lange er bleiben würde und der Gedanke, daß er ein Geheimniß vor ihr hätte, würde ihr sofort die heftigsten Krämpfe zugezogen haben. Ich sagte Fanny etwas von dem Gehorsam, den der alte Bursche seinem Weibe zu erweisen pflegte und dies machte ihr köstlichen Spaß. „Sie

wissen," sagte sie, „daß diese einfältigen alten Kerle stets furchtbar eitel sind. Ich weiß schon, wie ich ihn herumkriege, aber seine Alte wird nicht schlecht losziehen! Es ist köstlich! Ich könnte mich halb todt lachen, wenn ich nur daran denke."

„Aber es ist möglich, daß Sie wieder unverrichteter Sache abziehen müssen," bemerkte ich.

„Dafür lassen Sie nur mich sorgen," antwortete sie lachend.

„Nicht lange darauf," erzählte Mrs. Bradish weiter, „besuchte ich die Stillman's und bemerkte, daß etwas Ungewöhnliches vorgegangen sein mußte. Louise, die sich doch ganz kürzlich mit ihrem Gatten wieder ausgesöhnt, weinte heftig. Die alte Mrs. Stillman machte ein unbeschreibliches Gesicht und Mrs. Beardsley dankte dem Himmel, daß sie keinen Mann hätte, der ihr das Leben verbitterte. Sie wollten mich indessen nicht in ihr Vertrauen einweihen und ich sagte ihnen daher bald Lebewohl, suchte Fanny auf und verlangte zu wissen, welches neue Unheil sie angerichtet habe. Ihre Augen funkelten vor Schadenfreude und sie antwortete:

„Ich habe dem alten Kauz ein Liebesbriefchen geschrieben. Es ist wahrscheinlich das erste, welches er in seinem Leben erhalten hat. Wahrscheinlich hat seine Alte gemerkt," sagte sie und wollte sich vor Lachen ausschütten.

„Ich war ganz erstaunt über ihre Dreistigkeit."

„O, Sie brauchen sich nicht so zu wundern. Das Briefchen war ganz niedlich geschrieben, das versichere ich Ihnen und es war darin von Anfang bis zu Ende von nichts als von Liebe die Rede. Ich habe es aus einem Buche abgeschrieben, hier ist es," und sie zog ein kleines Buch aus der Tasche. „Dieser da ist es, wo ich das Ohr gemacht habe. Glauben

Sie nicht, daß dem alten Burschen die Augen übergegangen sein müssen, als er es las?"

„Das läßt sich allerdings vermuthen," antwortete ich, indem ich die Liebesepistel las, welche damit endete, daß er um eine Zusammenkunft ersucht ward.

„Ich wußte," sagte Fanny, „daß es dem alten Kauz nicht möglich sein würde, eine Antwort zu schreiben. Er sagt, er werde bewacht, wie eine Maus von der Katze."

„Also haben Sie schon mit ihm gesprochen?"

„Jawohl, schon mehrmals," antwortete sie, „und ich habe ihm so geschmeichelt, daß sein Kopf schon ganz verdreht ist. Gab es wohl jemals einen Mann, der den Liebkosungen eines Weibes widerstehen konnte?"

„Wohlan, Mrs. Bradish, wie Sie auch von der Sache denken mögen," sagte ich, „nach meiner Ansicht ist dieser ganze Vorgang ein abscheulicher und ein Religionssystem, welches so etwas duldet und sogar billigt, muß im höchsten Grade mangelhaft sein."

„Es kommt blos darauf an, daß man sich daran gewöhnt," sagte Mrs. Bradish. „Zu den Zeiten der Patriarchen würde Fanny's Handlungsweise als tugendhaft betrachtet worden sein. Lesen Sie zum Beispiel die Geschichte von der Ruth. Gegenwärtig jedoch, wo das Gesetz und die öffentliche Meinung beide dazu beitragen, das Weib in seinem lächerlichen Hange zur Eifersucht zu bestärken, ist die Sache eine ganz andere. In der Türkei hält sich keine Frau für vernachlässigt oder beleidigt, weil es ihrem Manne einfällt, noch eine oder mehrere zu nehmen. Doch da drüben kommt eine Anzahl Indianer."

„Vielleicht einige unserer alten Bekannten."

„Das glaube ich nicht," antwortete sie, „doch bin ich ge-

sonnen, hinzugehen und mich mit dem Häuptling zu unterreden."

Es war, wie sich ergab, eine Kriegspartei der „Schlangen"; was uns aber hauptsächlich interessirte, war ein schönes Arapahö-Mädchen, welches sie gefangen genommen hatten und ihren Aeußerungen nach zu opfern gesonnen waren. Das arme Mädchen war augenscheinlich mit der größten Barbarei behandelt worden und große Narben auf ihrem Rücken und an ihren Beinen gaben Zeugniß von der Gewaltthätigkeit und Grausamkeit ihrer Sieger. Diese waren sehr mürrisch und wir hatten Grund zu vermuthen, daß sie bedeutende Verluste erlitten hatten. Wir empfanden alle das innigste Mitleiden mit dem armen Mädchen und bemüheten uns, sie von dem Häuptling loszukaufen.

„Ihr habt ja nichts, was ein Krieger braucht," sagte er; „diese und diese," hier zeigte er auf unsere Maulthiere und Pferde, „sind ja nichts werth."

„Wir boten ihm Tabak und Manteldecken an, aber er weigerte sich immer noch und sagte sie seien gewohnt, alljährlich ihrer Gottheit ein Menschenopfer zu bringen und sie müßten das Mädchen zu diesem Zwecke aufsparen.

Emily, welche einige Worte von der Sprache der Indianer gelernt hatte, näherte sich der Gefangenen und begann theils mündlich, theils durch Zeichen eine Unterredung mit ihr. Sie boten ein schönes Bild dar, diese beiden Mädchen, jede die Repräsentantin einer besonderen Race. Die Zeit ist Nacht. Die Wagen der Auswanderer und ihre Thiere bilden den Hintergrund. Ein loderndes Holzfeuer brennt vor einer Reihe Zelte und jenseits derselben steht die Schaar der gefiederten und buntbemalten Wilden beisammen. Auf der andern Seite steht eine Gruppe weißer Jäger, auf ihre Jagdgewehre ge-

stützt, während mehrere große Hunde sich zu ihren Füßen ducken. Zwischen den beiden stehen die Mädchen, Emily in dem Gewande der Civilisation, während ihre schönen Augen funkeln und jeder Zug Mitleiden und Theilnahme verräth. Die beinahe nackte junge Indianerin zeigt ihre verwundeten Arme und ihre graziöse Gestalt und obschon das schreckliche Schicksal kennend, welches sie erwartet, vergißt sie doch nicht, daß das Blut von Kriegern in ihren Adern rollt und sie behauptet den würdevollen Anstand einer Fürstin.

Sie erzählte Emily, daß ihr Stamm viele von den „Schlangen" erschlagen, von welchen sie plötzlich überfallen worden. Sie, die Tochter des Häuptlings, sei gefangen worden, während sie mit dem Einsammeln von Yampahwurzeln beschäftigt gewesen. Sie wisse, daß sie sterben müsse, werde aber nimmermehr weinen.

„Nein," sagte sie, „Echlin wird den Todesgesang der Tapfern singen und ihre Väter werden sie willkommen heißen auf der glücklichen Insel der Seligen."

„Aber ganz gewiß möchtest Du lieber leben," sagte Emily mit Thränen in den Augen; „es ist furchtbar, so jung sterben zu müssen."

„Ethlin wird den Todesgesang der Tapfern singen," sagte sie mit würdevollem Blick.

Mrs. Bradish, welche eine eifrige Bewunderin des Heldenmuthes war, ward von dem Wesen und der ganzen Erscheinung der jungen Indianerin tief ergriffen.

„Höre, Häuptling," rief sie, indem sie sich dem vordersten Wilden näherte, dessen eine Haarlocke mit den Federn des Kriegsadlers geschmückt war, während von seinem Gürtel zwei oder drei blutige Scalps herabhingen; „höre, Häuptling, Du mußt mir dieses Mädchen geben."

Der Häuptling schüttelte den Kopf.

„Gute Squaw, ich kann nicht!"

„Aber Du mußt," sagte Mrs. Bradish; „schaue her!" und sie zeigte auf ein Faß Feuerwasser.

Der Häuptling berührte es verächtlich mit dem Fuße und gab durch einen unarticulirten Laut seine Geringschätzung zu erkennen.

Sie holte nun eine Menge glänzende Perlen und andere Schmucksachen und fügte sogar noch ihre werthvolle Uhr bei, aber der Indianer ließ sich in seiner Weigerung nicht wankend machen und betrachtete diese verlockenden Kleinodien mit der Gleichgültigkeit eines Stoikers. Endlich räumte sie, seiner entschlossenen Weigerung müde, das Feld, mit dem Vorsatze, einen Plan auszusinnen, mit dessen Hülfe sie die Gefangene durch List befreien könnte.

Die Indianerinnen sind im Allgemeinen weit häßlicher als die Männer, in vielen Fällen sind sie auch viel wilder und grausamer. Ethlin aber hatte einen spanischen Typus und erschien selbst civilisirten Augen liebenswürdig. Mrs. Bradish suchte den Propheten auf. Sie wünschte aus besonderen Gründen seine Einwilligung. Der stolze Hierach ließ sich herab, ihr mitzutheilen, es sei ihm offenbart worden, daß die junge Indianerin verdiene, befreit zu werden. Hierauf rief sie den alten Buckley und einen jungen Mann Namens Charley Moore und zog sich mit diesen hinter die Zelte zurück, um sich mit ihnen zu berathen.

Die Indianer zogen, nachdem sie verschiedene Geschenke erhalten, mittlerweile mit ihrer Gefangenen von dannen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Ein unerwartetes Zusammentreffen.

„Ich möchte wissen, was dieses Weib jetzt im Schilde führt," sagte Mr. Ward, als er Mrs. Bradish unter den Zelten hin und her gehen sah. „Ich will nicht, daß sie mit einem Plan umgehet, der uns in Zwistigkeiten mit den Indianern bringt."

„Das wird sie wohl nicht thun," antwortete ich, „und dennoch vermuthe ich, daß sie ein Mittel ausfindig zu machen sucht, um dieses Indianermädchen zu befreien."

„Sie wird doch nicht so wahnsinnig sein, so etwas zu versuchen!"

„Man kann nicht wissen."

„Auf jeden Fall werde ich meinen Einfluß aufbieten, um so etwas zu verhindern," sagte Mr. Ward; „ich werde sogleich die geeigneten Schritte thun."

Mit diesen Worten verließ er das Zelt.

Er war nur wenige Minuten fort, als Louise eintrat. Ihr Gesicht war vom Weinen geschwollen und sie schien außerordentlich aufgeregt zu sein. Ich muthmaßte die Ursache ihres Kummers, bot ihr einen Stuhl und ersuchte sie Platz zu nehmen.

„Ich habe wirklich keine Zeit, Mrs. Ward," antwortete sie, „ich suche Mutter Stillman. Haben Sie sie nicht gesehen?"

Ich antwortete mit Nein und fragte wie lange sie schon fort sei.

„Seit einiger Zeit, und der Vater ist wirklich um sie in Sorge, weil sie sonst nicht ohne sein Vorwissen ausgeht.“

„Am Ende hängt ihre Abwesenheit mit dem Thun und Treiben dieser Fanny Simpkins zusammen. Haben Sie nicht daran gedacht?“

„Nein,“ sagte Louise. „Ich hätte daran denken können, denn hier ist ein Brief, den Fanny an den Vater geschrieben hat und der, wie ich wirklich glaube, den Schlüssel zu dem ganzen Geheimniß liefert. Hier ist er, ich fand ihn in dem Arbeitsbeutel meiner Mutter, obschon ich nicht glaube, daß mein Schwiegervater ihn gesehen hat.“

„Was steht denn darin?“

„Er wird darin aufgefordert, sich heute Abend am Fuße des Felsens da drüben, an der Quelle einzufinden. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn meine Schwiegermutter selbst hingegangen wäre, um die Rolle ihres Mannes zu spielen oder Fanny zu züchtigen.“

„Aber würde sie sich so weit fortwagen, während Indianer in der Nähe sind?“

„Ich glaube kaum, daß sie vor lauter Eifersucht überhaupt an die Indianer gedacht hat. Indessen, wenn Sie mich begleiten wollen, so wollen wir hinunter an die Quelle gehen und sehen was passirt.“

„Glauben Sie, daß es unter den obwaltenden Umständen räthlich sein würde?“

„Ja wohl; die Indianer sind alle fort.“

„Aber wäre es nicht besser, wenn wir erst ihren Gatten oder Vater davon unterrichteten?“

Louise schüttelte den Kopf.

„Ich glaube, es wird meiner Schwiegermutter lieber sein, wenn diese beiden nichts von der Sache erfahren," sagte sie.

„Nun, so will ich Mr. Ward rufen, denn ohne männliche Begleitung möchte ich nicht gern gehen."

Louise behauptete aber, es sei durchaus keine Gefahr zu besorgen und auf ihre fortgesetzten dringenden Bitten willigte ich ein, sie zu begleiten.

Die Quelle war eine sehr eigenthümliche und bildete ein Becken von ungefähr fünfzehn Schritt im Durchmesser, wo das Wasser mitten aus einer weißen Infrustation herausquoll, womit es einen Theil des Felsens bedeckt hatte. Von den Felsen herab hingen Johannisbeersträucher mit einer Menge halbreifer Früchte, während in der unmittelbaren Umgebung eine Menge Gebüsche standen, welche die Luft mit dem Wohlgeruch ihrer Blüthen erfüllten. Das Abenddunkel jedoch und meine Furcht vor einem Hinterhalt der Indianer erlaubten mir nicht, mich an dieser schönen Umgebung zu ergötzen. Jeden Augenblick erwartete ich, einen rothhäutigen Krieger aus dem Gesträuch hervorspringen zu sehen oder den gräßlichen Kriegsruf über die Hügel hallen zu hören."

„Still, still!" sagte Louise; „was war das?"

Wir blieben beide stehen, um zu horchen und unsere Herzen schlugen hörbar.

„Mörder! Mörder! Hülfe! Hülfe!" rief eine Stimme, in der wir die eines Weibes erkannten.

„Was sollen wir thun?" sagte Louise.

„Immer vorwärts," sagte ich, denn jetzt, wo die erste Aufregung vorüber war, begann ich mich meiner Schwäche zu schämen. Der Mond war aber aufgegangen und eine Fluth von silbernem Licht strömte auf uns herab, als wir in dem kleinen Hain traten, in welchem sich die Quelle befand. Das

Geräusch dauerte immer noch fort und wir vernahmen Geschrei und Fußstampfen. Als wir näher kamen, wurden die Worte deutlicher und wir hörten schallende Hiebe.

„Warte, ich will es Dir geben, Du Balg! Ich will Dich lehren meinen Mann verführen und Zusammenkünfte mit ihm verabreden."

„Das ist meine Schwiegermutter," flüsterte Louise.

„Mir scheint es auch so," sagte ich.

Als wir näher kamen, wurden die Kämpfenden sichtbar und wir genossen nun ein komisches Schauspiel, welches sich unmöglich beschreiben läßt. Mrs. Stillman, die sich durch einen langen, schwarzen Mantel unkenntlich gemacht und noch dazu ein schwarzes Tuch über den Kopf gebunden hatte, bearbeitete mit einem tüchtigen Ochsenziemer Fanny's Rücken und würzte die Züchtigung durch allerhand eingemengte gute Rathschläge. Fanny strampelte und kreischte, aber die alte Dame, die sehr kräftig und wenn sie gereizt ward, ein grimmiger Tiger war, hielt sie an dem einen Arm fest. Keine von beiden bemerkte unsere Annäherung und beachteten auch nicht, daß sie in der Hitze des Kampfes bis an den äußersten Rand des Wasserbeckens gekommen waren. Fanny war die Erste, welche dies endlich bemerkte und indem sie plötzlich alle ihre Kräfte zusammenraffte, gab sie Mrs. Stillman einen Stoß, so daß diese in das Wasser stürzte.

„Na, da lieg und ersauf, Du alter Teufel, dann kann ich Deinen Mann ohne weitere Schwierigkeit bekommen," schrie Fanny mit wildem barbarischem Gelächter und wollte davon eilen.

Plötzlich ward sie unser ansichtig.

„Aha, Ihr kommt wohl, um der alten Hexe zu helfen? Na, das ist ein Glück, denn ich würde keinen Finger ausstrecken, um sie vor dem Ersaufen zu retten."

Und nachdem sie dies gesagt, entfernte sie sich.

Mrs. Stillman war allerdings mehr erschrocken, als verletzt, aber die gute Hausfrau verstand, obschon sie eine treffliche Hauswirthin und in den verschiedenen Zweigen der häuslichen Oekonomie wohlbewandert war, nicht daß mindeste von der Hydropathie oder der erhabenen Wissenschaft, welche in nassen Tüchern und Badewannen ein Universalmittel gegen alle Uebel findet, denen der menschliche Körper unterworfen ist. Sie hatte vor dem Naßwerden stets eine ungeheure Furcht gehabt. Ein feuchter Strumpf oder eine feuchte Schürze verursachten ihr wenigstens auf vierzehn Tage die heftigsten Zahnschmerzen oder Rheumatismen. Kein Wunder daher, daß ihr der Schrecken, als sie sich so plötzlich mitten in der Quelle sah, eine Zeitlang die Sprache raubte, obschon ihr Kopf und ihre Füße außerhalb des Wassers waren, weil sie auf beiden Seiten des Felsenrandes ruhete. Ihr Mantel und ihr Kopftuch waren bei dem Kampfe herabgefallen, obschon sie den Ochsenziemer noch mit krampfhafter Faust gepackt hielt.

„Ich weiß wirklich nicht, wie wir sie herausbringen sollen,“ sagte Louise in einem Tone, der, wie mir vorkam, vor unterdrücktem Gelächter zitterte. Was mich betraf, so vermochte ich meine Lachlust ebenfalls kaum zu zügeln.

„Ich habe es ihr aber tüchtig gegeben, nicht wahr?“ sagte die alte Frau, indem sie die Augen aufschlug, „sie wird es nicht sogleich vergessen.“

„Und Du wahrscheinlich auch nicht, Mutter,“ sagte Louise. „Aber wie sollen wir Dich denn herauskriegen?“

„Das weiß ich nicht.“

„Kannst Du Dir denn nicht selbst ein wenig helfen?“ fragte Louise.

In Folge der Position, in der sie lag, mit dem Rücken im Wasser, schien es ihr eben so unmöglich zu sein, sich aufzurichten, als es uns war, ihr beim Aufstehen behülflich zu sein. Die geringste Bewegung konnte sie vollends in das Wasser hineinstürzen und wir wußten nicht, wie tief das Becken war.

„Hier, haltet mich fest an den Händen," sagte sie, indem sie ihre Arme ausstreckte; „ich glaube, Ihr werdet mich mit leichter Mühe herausziehen können."

Wir faßten sie bei den Händen und hoben sie ein wenig in die Höhe, als plötzlich, ich weiß selbst nicht wie, Louise losließ und die alte Frau wieder zurück, aber diesmal mit ihrem ganzen Körper, ins Wasser fiel. Ihre Kleider erhielten sie jedoch schwimmend und nach unendlichem Strampeln und Plätschern, gelang es ihr mit unseren Beistande, endlich wieder auf dem festen Lande Fuß zu fassen.

„Na, diese Nacht habe ich mir sicherlich den Tod geholt," sagte sie, von der ungewohnten Anstrengung keuchend; „diese nichtswürdige Kreatur — mich so ins Wasser zu stoßen!"

„Aber, Mutter," sagte Louise, „was ums Himmels willen hat Dich denn bewogen, ganz allein hier herumzustreichen?"

„Ach, frage doch nicht," sagte Mrs. Stillman; „aber mein Himmel, ich kann doch nicht mit diesen nassen Kleidern um mich herum ins Lager zurückkehren?"

„Wir wollen das Wasser auswinden," sagte Louise und damit bückten wir uns und wanden ihr die Feuchtigkeit aus den Kleidern.

„Diese nichtswürdige Dirne Fanny Simpkins ist daran schuld, wenn ich den Tod davon habe."

„Na, laßt sie doch laufen," sagte Louise.

„Laßt sie laufen, nicht wahr? Denkst Du denn, ich soll es mir ruhig gefallen lassen, wenn dieses unverschämte Geschöpf vor meinen Augen meinen Mann verführen will?“

„Wer ist das?“ fragte Louise.

Diese Frage bezog sich auf drei Reiter, welche in diesem Augenblicke aus dem Schatten des Wäldchens herauskamen und, ohne uns zu bemerken, am Fuße der Anhöhen quer über die Ebene ritten.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein neuer Charakter.

Den nächstfolgenden Morgen ward unser Lager durch die Abwesenheit Mrs. Bradish's, Buckley's und Charley Moore's in ungewöhnliche Aufregung versetzt.

Charley war ein junger Mann von ungefähr zweiundzwanzig Jahren und das Ideal eines Steppenjägers. In seiner frühen Jugend begleitete er seinen Vater auf verschiedenen Trapperausflügen in das Land der Indianer und unter unserer ganzen Gesellschaft war Niemand besser mit den Sitten, Gebräuchen und der Sprache der Eingeborenen bekannt, als er. Uebrigens besaß Charley auch alle Eigenschaften und Fertigkeiten eines tüchtigen Jägers, welche, obschon himmelweit verschieden, doch ebenso mannigfaltig und wichtig sind, wie die eines Stutzers vom Broadway. Wenn der Letztere sein Spazierstöckchen zwischen den Fingern zu drehen und seinen Schnurrbart zu streichen verstehen muß, so muß dagegen der Erstere seine Büchse mit einer eigenthümlichen Grazie zu tragen

wissen und im Stande sein, ein Reh sofort zu erlegen oder ein wildes Pferd zu besteigen. Beide sind nach einer bestimmten Mode gekleidet, in dem einen Falle aber sind die Materialen feines Tuch und Sammt, in dem andern dagegen bestehen sie aus einer reichen Fülle von Pelzen und Mocassins, weiten Hosen und einem Ueberwurf, der wie ein mexikanischer Mantel getragen wird. Beide lieben den Schmuck — der eine Ringe, Ketten und funkelnde Bijouterien, der andere lange Messer und in einem breiten Gürtel steckende Pistolen. Der eine liebt prachtvolle Zimmer, schöne Geräthschaften und strahlende Armleuchter; der andere freuet sich eines traulichen Winkels unter den Felsen und den mit den geheimnißvollen Urwäldern bedeckten ewigen Gebirgen, die bis zu dem gestirnten Himmel über ihm hinaufzureichen scheinen, während das lustige Lagerfeuer zu seinen Füßen lodert. Beide lieben Abenteuer — der eine bricht gern Herzen und verräth die harmlose, vertrauensvolle Jugend schwacher argloser Geschöpfe; der andere durchwatet Flüsse, erklettert Berge, schaut über Abgründe, jagt graue Bären oder kämpft mit Indianern. Der eine ist herzlos, heuchlerisch und falsch; Herr der Seifen und Essenzen; ein Kenner von Handschuhen und Cravattenschleifen und ein Anführer bei Exceß und Ausschweifung. Der andere ist ein unverdorbenes Kind der Natur, kühn, feurig, verwegen und ehrlich. Er ist großmüthig, denn er theilt seinen letzten Bissen mit einem Fremden. Er ist der Erste, der den Schwachen und Unterdrückten seinen Beistand anträgt und der Letzte, der ein Unternehmen aufgiebt, bei welchem Ehre und Pflicht auf dem Spiele stehen. Er verläßt niemals einen Freund, bevortheilt nie auf unerlaubte Weise den Feind, verräth niemals das Vertrauen der Jugend und Unschuld und begegnet dem Alter stets mit Ehrfurcht.

So war Charley Moore, ein Held in den Augen seiner Kameraden und unter den Indianern allgemein bekannt und beliebt. Denn selbst diese Wilden wissen die Tugend des Heldenmuths, der Wahrheit und Rechtschaffenheit zu würdigen. Im Grenzerleben geboren und auferzogen, an die aufregenden Scenen der Jagd gewöhnt und für alle wilden Abenteuer leidenschaftlich eingenommen, hatte er niemals Zeit gefunden, auch nur von Liebe zu träumen, obschon es wahr ist, daß in seinen ruhigern Augenblicken eine Sehnsucht nach etwas Theurerem und Süßerem, als er bis jetzt gekannt, sich seines Gemüths bemächtigte und seine Brust von Gefühlen erbebte, die er sich umsonst zu enträthseln versuchte.

Dann dachte er an seine Mutter, aber er hatte sie niemals gesehen, obschon er sich einer kleinen Schwester mit liebevollen blauen Augen und blonden Locken erinnerte und wie er alle Arten kindischer Kleinodien für sie zu sammeln pflegte, wie er ihrer Gesellschaft niemals überdrüssig ward und mit welchem Vergnügen er für ihre Bedürfnisse sorgte.

O, wie groß ist der Reiz sanfter Weiblichkeit, wie zähmt sie die rauhe Natur des Mannes. Von der ganzen Welt voll Erinnerungen, die sich in dem Leben dieses starken Mannes zusammendrängten, von all den verwegenen Abenteuern, die er bestand, von all den Scenen der Aufregung, des Blutes und des Kampfes, woran er Theil genommen, liebte sein Gemüth blos den Gedanken an jene sanfte Schwester, die so mild war in ihrer sanften, wehmüthigen, geistigen Schönheit und wenn die Vergangenheit mit ihren zahllosen Bildern zurückkehrte, dann war es nur allein das ihre, welchem er zu bleiben winkte.

Wie genau erinnerte er sich noch ihres Todes! Er war damals noch ein Knabe und dennoch haben auch Knaben schon

mächtige Gefühle und wie oft hinterlassen die Leidenschaften dieser jugendlichen Periode in dem Herzen Narben, die niemals verwachsen. Sie wohnten mehrere Meilen weit von den letzten civilisirten Niederlassungen. Ihre Hütte war die Wohnung eines Indianers gewesen. Sie war kalt und unbehaglich, aber er suchte die saubersten und weichsten Felle für das Lager seiner Schwester aus und baute dann über dem Bett eine Art Gestell, worauf er die Kleider und Decken, die sie von den Handelsleuten bekommen, statt der Vorhänge befestigte. Er hatte seinen Vater von den Bequemlichkeiten und Luxusgenüssen der Civilisation erzählen hören und bewog eine gutmüthige Indianerin, bei seiner Schwester zu bleiben, während er fortging, um allerlei Bedürfnisse herbeizuholen, deren sie, wie er glaubte, in ihrem kränklichen Zustande bedurfte. Mit zarter Sorgfalt und Aufmerksamkeit brachte er dem kranken Kinde gerade dieselben Gegenstände, die ein geschickter und erfahrener Arzt verordnet haben würde — Thee, Zucker, Orange, Confect und einen Pfühl — ja einen Pfühl — weich, warm mit einer schneeweißen Decke.

„Was ist das!" sagte das kranke Kind, indem es seine so groß gewordenen Augen zu ihm aufschlug.

„Es ist ein Kissen für Deinen Kopf," antwortete er. „Richte Dich ein wenig auf — so — nicht wahr, das ist schön weich?"

„Ach ja!" sagte sie, während ihr Kopf mit einer Fülle von weichem glänzenden Haar halb in der weichen Masse versank. Und dann, als er seine übrigen Schätze zum Vorschein brachte und den Zweck derselben erklärte, weinte sie nicht, ja sie lächelte nicht einmal, sondern ein Ausdruck unaussprechlicher Dankbarkeit glänzte in ihren Zügen. Sie richtete sich

halb empor und küßte ihn so innig und zärtlich, daß der Blick und der Kuß ihm bis zu seinem letzten Tage gegenwärtig blieb.

Und zu dieser Erinnerung gesellte sich die an ihren Tod — ihren so längst erwarteten Tod, von welchem sie so ruhig zu sprechen pflegte, daß er in ihm nur die Regung eines milden Kummers erweckte, der von einem leidenschaftlichen Ausbruch des Schmerzes so ganz verschieden ist.

Eines Tages saß er wie gewöhnlich im warmen Sonnenschein an der Thür ihrer Hütte, als sie mit so leiser, schwacher und geisthafter Stimme rief, daß er halb erschrocken aufstand und an ihr Bett eilte. Ihre Augen sahen größer und heller aus, als je, aber ihr Antlitz zeigte einen Ausdruck von Ermattung, wie er ihn noch nicht bemerkt.

„Ich liege nun schon sehr lange hier," sagte sie flüsternd.

„Ja, meine Schwester," antwortete er, indem er ihr die glänzenden Locken glatt strich und das Kopfkissen zurechtrückte.

„Wohlan, ich werde nicht lange mehr hier liegen," sagte sie. „Ich werde bald sterben — weißt Du das?" Und ein freundliches Lächeln flog über ihr unschuldiges Antlitz.

„Das fürchtete ich," sagte der Knabe mit vor innerer Bewegung halberstickter Stimme.

„Zeither glaubte ich immer, ich könnte vielleicht wieder gesund werden und wieder mit Dir hinausgehen und spielen und Blumen pflücken, wenn der Frühling wiederkäme; aber nun weiß ich es besser," fuhr sie fort, „denn vorige Nacht habe ich meine Mutter gesehen."

„Wirklich?" fragte Charley, indem er sich die Augen trocknete; „wie sah sie aus?"

„Sehr schön — sie hatte ein freundliches, sanftes Gesicht."

„Sage mir es noch genauer und weshalb sie zu Dir kam," rief er begierig.

„Wohlan," sagte das kranke Kind, „ich träumte, ich läge hier krank, gerade wie jetzt, und ich wüßte, obschon meine Augen geschlossen waren, daß Jemand über mir schwebte. Ich blickte auf und sah in ein sanftes mildes Augenpaar — so groß und tief erfüllt von dem Ausdruck der Liebe und Zärtlichkeit! Noch nie hatte ich so etwas gesehen. Das Antlitz sah auch nicht wie ein irdisches Antlitz; ein milder ätherischer Glanz schien aus demselben zu strahlen, mit einer Wärme, die mir bis ins Herz drang."

„Sagte Sie etwas?" fragte Charley mit knabenhafter Neugier.

„Sie sprach nicht wie wir sprechen," sagte das Kind, „und ihre Stimme klang nicht wie eine menschliche Stimme, sondern viel süßer und angenehmer und obschon sie mir es nicht sagte, so wußte ich doch sogleich, daß sie unsere Mutter sei und daß ich bald zu ihr gehen würde und ich fühlte außer allem Zweifel, daß da, wo sie ist, das Glück wohnen müsse."

„Ich wollte, ich wüßte, was für ein Ort das ist," sagte der Knabe in seiner offenen ehrlichen Weise, „und ob dort auch Vögel sind und Blumen und Sonnenschein — ob man dort auch Biber und Büffel jagt und über einen schönen See segelt, in Booten, die niemals umschlagen können, wie der alte Indianer mir sagte."

„Das glaube ich nicht," sagte das kranke Kind, „so sah die Mutter nicht aus."

„Wie denn?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Kannst Du mir es nicht sagen?"

Nochmals schüttelte sie den Kopf.

„Ich wollte, die Mutter besuchte mich auch einmal," sagte Charley; „ich habe mich schon längst gesehnt, sie zu sehen."

„Du näherst Dich ihr mit jedem Tage ein wenig," flüsterte die Kranke.

„Ach, daß ich zugleich mit Dir gehen könnte!" sagte er und brach in einen leidenschaftlichen Thränenstrom aus. „Ich bin dann ganz allein," fuhr er fort — „ohne Mutter, ohne Schwester!"

„Aber Du wirst deswegen immer noch eine Mutter und eine Schwester haben," sagte das Mädchen mit wunderbarer Energie. „Wir werden nur ein wenig von Dir entfernt und zuweilen, ja sehr oft, bei Dir und um Dich sein. Ich glaube, unsere Mutter ist oft bei mir gewesen."

Wieder erwachte die Neugier des Knaben und er rief verwundert:

„Wirklich!"

„Ja, weil ich tausendmal, wenn ich an meine Mutter dachte, mich gerade so froh und glücklich gefühlt habe, wie gestern Nacht, als ich sie sah und sie auf mich herabhauchte. Und nun, Charley," fuhr sie nach einer augenblicklichen Pause fort, „sei so gut, Dich ein wenig neben mich zu legen, denn es friert mich."

Charley zögerte. Er hatte eine unbestimmte Ahnung, daß die Kälte, über welche sie sich beklagte, die Vorläuferin des Todes sei.

„O thue es, Charley!" rief sie, indem sie ihre bittenden Blicke auf ihn heftete; „ich werde Dir gar nicht lange mehr beschwerlich sein. Lege Dich hier neben mich und schließe mich in Deine Arme. Mich friert und mein Herz ist schwer."

Charley zögerte nicht länger. Er legte seinen Kopf neben sie auf das Kissen, schlang seinen Arm um sie, aber bebte fast zurück vor ihren kalten feuchten Lippen, die in dieser letzten Umarmung seine Stirn berührten.

„Nun sei still,“ flüsterte sie, „denn ich will schlafen.“

Und sie lagen sehr still, dieser Bruder und diese Schwester. Er lauschte auf ihr leises Athmen und überdachte Alles, was sie gesagt, bis er endlich einschlief. Und sie schliefen beide, aber einen ganz verschiedenen Schlaf. Er träumte von dem Himmel und seiner Mutter und sie — wer schildert die Formen unvergänglicher Schönheit, die Töne unnennbarer Harmonieen und den blendenden Glanz der Glückseligkeit, der ihrem entkörperten Geiste entgegenstrahlte?

Der Vater war ausgewesen, um Fallen zu stellen. Er war ein mürrischer, ungeselliger Mann, obschon gutmüthig und mit inniger Liebe an seinen Kindern hängend. Er fand Tod und Leben in enger Umarmung — die blühende Wange des Lebens an der bleichen des Todes ruhend.

War es eine eingebildete Aehnlichkeit Ethlin's mit seiner Schwester, was die Sympathie des jugendlichen Jägers erweckte und ihn veranlaßte, ihre Befreiung zu versuchen? Es kommt nichts hierauf an, denn er war jung, muthig und erregbar. In ihrer einfachen Grazie und Schönheit übertraf sie an liebenswürdigen Eigenschaften manches Weib, dessen Haut weißer war.

Er bemitleidete sie und bewunderte sie dann, und wer weiß nicht, daß Mitleiden und Bewunderung mit der Liebe nahe verwandt sind?

Während wir die Rückkehr der Drei abwarteten, wurden wir durch das Erscheinen einer großen Schaar Spanier, Mexikaner und Franzosen in unserm Lager ein wenig erschreckt. Es waren, wie sich ergab, Handelsleute von Santa Fé, die ihre jährliche Wanderung durch das Land machten, um zu jagen, Fallen zu stellen und von den Indianern Pelze zu kaufen. Sie schienen ein ziemlich wilder Menschenschlag zu sein.

Sie redeten eine fremde Sprache oder vielmehr ein Gemisch von vier oder fünf Sprachen und waren von einer Anzahl Indianerinnen begleitet, die wahrscheinlich ihre Frauen waren. Sie waren alle gut beritten und bewaffnet, aber mehrere von ihnen schienen an frischen Wunden zu leiden. Ihr Anführer war ein im Westen sehr bekannter Trapper und das Pferd, welches er ritt und welchem er den Namen Karl der Große gegeben, war eben so berühmt. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, aber dennoch nicht weniger wahr, daß viele von diesen westlichen Trappers mit ihren Rossen und Feuergewehren unter ihres Gleichen in eben so hohem Ansehen stehen, wie es mit den Rittern der Vorzeit der Fall war.

Brigham, unser Prophet, trat hervor, um sich mit den fremden Gästen über theologische Gegenstände zu besprechen, wobei er wie gewöhnlich von einer großen Anzahl Aeltester und Diaconen begleitet war. Er theilte den Handelsleuten mit, daß wir nach dem Gelobten Lande zögen, daß unsere Reise während des Tages sich nach der Offenbarung richte, welche er in der Nacht empfinge und daß mit jedem unserer Schritte die Macht des Teufels immer geringer und geringer werde.

„Fremdling," entgegnete der berühmte Trapper, „was den Teufel betrifft, so weiß ich nichts von ihm, obschon ich mir oft gedacht habe, daß, wenn es überhaupt ein solches Wesen giebt, es ein Indianer sein muß."

Der Prophet schüttelte mit dem Kopfe.

„Ihr wißt," sagte er, „daß Christus tausend Jahre auf der Erde leben und herrschen soll."

„Davon weiß ich nichts," sagte der Trapper.

„Wohlan, wir wissen es, und deshalb ziehen wir aus dem Lande der Heiden, um ein Königreich der Heiligen zu errichten

und eine Stadt zu bauen, in welcher Gerechtigkeit wohnen soll."

Es war sehr klar, daß die Gedanken unserer Gäste sich weit mehr für die Jagd interessirten, als für religiöse Angelegenheiten und die Aufmerksamkeit, welche sie an den Tag legten, verrieth ihre Gleichgültigkeit gegen diese seltsame Predigt. Sie thaten viele Fragen und unter andern erkundigten sie sich auch, woher wir kämen.

Brigham zeigte mit seinem Finger nach den verschiedenen Himmelsgegenden und setzte dann auseinander, daß Neubekehrte aus allen Theilen der Welt herbeikämen. Asien und die Inseln im Meere hätten die gute Nachricht empfangen und würden bald eine Menge Proselyten senden.

„Wir werden das größte Königreich in der Welt und eine Stadt, die prachtvoller ist als alle anderen," rief er inbrünstig. „Und wir werden fortwährend an Zahl wachsen und das Fett des Landes genießen. Unsere Frauen werden fruchtbare Weinstöcke sein und unsere Kinde wie Oelzweige."

Die Frauen hörten anscheinend mit weit größerer Theilnahme zu als die Männer. Sie mischten sich unter uns und betrachteten unsere Kleider, Juwelen und Hausgeräthschaften mit einem seltsamen Gemisch von Verwunderung und Neugier. Da ich Französisch verstehe, so unterredeten wir uns mit einander ohne Mühe und während die Aeltesten sich mit den Männern über theologische Dinge besprachen, plauderten wir mit den Frauen über Dies und Jenes. Sie waren sehr verwundert, als sie erfuhren, daß es bei uns den Männern freistünde, so viel Weiber zu heirathen, als sie bekommen könnten und eine davon sprach den Wunsch aus, so bald als möglich von dieser Stelle fortzukommen, weil sie fürchtete, daß ihr

Mann, wenn er von dieser Sitte hörte, am Ende Lust bekäme, sie nachzuahmen.

„Und was würdet Ihr in einem solchen Falle thun?“ fragte ich.

Sie zog einen kleinen blitzenden Dolch und that, als ob sie sich denselben in's Herz stieße. Von ihr erfuhr ich, daß sie blos der Vortrab einer zahlreichen Gesellschaft waren, welche nach Art einer asiatischen Karavane reiste.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die Flüchtlinge.

Es dauerte nicht lange, so begann uns um das Schicksal der tapfern Mrs. Bradish und ihrer Begleiter bange zu werden. Wir konnten keinen Augenblick zweifeln, was der Zweck des Unternehmens war; ihre lange Abwesenheit aber erfüllte unsere Gemüther mit Furcht und Besorgniß. Es ward vorgeschlagen, eine Abtheilung nach ihnen auszusenden, aber Harmer wollte davon durchaus nichts wissen. Wir waren in einem feindlichen Lande von Indianern und mordlustigen Mexikanern umringt und konnten, ohne unsere eigene Sicherheit zu gefährden, die Zahl unserer streitbaren Männer nicht durch eine solche vielleicht ganz unnütze Expedition vermindern. So sagte Harmer und die Vorsichtigeren und Klügeren stimmten seiner Meinung bei.

„Charley Moore ist ein wackerer Bursche und weiß eine Büchse zu handhaben, ein wildes Pferd zuzureiten und einen Büffel so geschickt zu erlegen, als irgend Einer, aber dennoch

ist er nicht so klug als er sein wird, wenn er zwanzig Jahre älter geworden ist," sagte Mr. Ward. „Das Unternehmen war ein gefährliches, aber Mrs. Bradish scheint die Gefahr förmlich zu lieben. In meinem Leben habe ich wohl kein solches Weib gekannt."

„Allerdings ist sie bis zur Tollkühnheit tapfer," entgegnete Harmer, „aber dennoch finde ich keinen Gefallen an ihr. Ich liebe es nicht, wenn ein Weib die Manieren eines Mannes affectirt," und er warf einen Blick auf Emily.

„Dann meinen Sie also, die Feigheit sei eine Eigenschaft des Weibes," bemerkte diese in etwas spitzem Tone. „Darin bin ich mit Ihnen nicht einverstanden. Nichts ist mir widerlicher als die alberne Gewohnheit mancher Frauen, fortwährend und über alles zu erschrecken. Eine Wanze, eine Spinne oder ein Wurm ist vollkommen hinreichend, solchen zarten Exemplaren von Weiblichkeit die heftigsten Krämpfe zu verursachen."

„Ich glaube, die Mittelstraße ist hier wie überall das Beste," sagte Harmer lachend. „Ich bewundere die Kühnheit eines Weibes nicht, aber Feigheit ist für Weib und Mann gleich schmachvoll."

„Feigheit ist schmachvoll und Tapferkeit nicht bewunderungswürdig — ich gestehe, daß ich nicht im Stande bin, dieses Paradoxon zu begreifen."

„Wohlan, ich für meinen Theil bewundere Tapferkeit bei jeder Gelegenheit und an jedem Geschlecht," sagte Mr. Ward. „Sie ist eine der edelsten Eigenschaften, wenn sie mit Klugheit im Bunde steht, was, wie ich zu meinem Bedauern sagen muß, bei der Dame, von welcher wir sprachen, nicht immer der Fall ist."

„Ich habe schon längst einmal erwartet, daß sie auf die Büffeljagd gehen würde," bemerkte ich.

„Es muß ein schöner Zeitvertreib sein," sagte Emily. „Ich habe schon manchmal daran gedacht, daß die die Hirschjagd liebenden englischen Damen großes Vergnügen daran finden würden."

„Wie wäre es, wenn Sie einmal einen solchen Ausflug mit mir machten?"

Emily schüttelte den Kopf und sagte, sie sei kein gelernter Jäger; „und dann würde ich auch durch meine Kühnheit Ihre gute Meinung verscherzen," fuhr sie fort.

„Und würden Sie das für einen sehr großen Verlust halten?" fragte er.

„Wie können Sie fragen?"

„Weil ich es zu wissen wünschte."

„Wohlan, ich antworte Ihnen hiermit, daß ich die Jagdpartie ablehne."

„Aber doch nicht einen Spaziergang," fuhr er fort. „Es giebt da drüben in dem Thale verschiedene Gattungen Helianthen und eine große Menge andere wilde Blumen. Wie wäre es, wenn wir hingingen und einige pflückten. Sie haben Kenntnisse von Botanik und werden mich in der Blumensprache unterrichten."

Emily lächelte.

„Ein Jäger und Trapper des Westens will die Blumensprache lernen?"

„Und warum nicht? Die Jäger und Trapper des fernen Westens besitzen auch eine Seele und ein Auge, welches das Schöne und das Edle zu würdigen vermag. Doch kommen Sie."

„Gehen Sie doch auch mit, Mrs. Ward," sagte Emily.

Harmer machte bei dieser Aufforderung eine etwas unzufriedene Miene.

„Wohlan, gehen Sie nur immer zu, ich werde sogleich nachkommen,“ antwortete ich und sie gingen langsam fort.

Meinem Versprechen gemäß setzte ich einen Sonnenhut auf und folgte. Als ich sie einholte, hatte Emily bereits einen ganzen Arm voll Blumen gepflückt, welche Harmer zu einem Strauße zusammenordnete, während er jede Blume mit einer Redensart in Verbindung brachte, welche, mochte sie nun zu der Blume passen oder nicht, ohne Zweifel die Gefühle bezeichnete, womit er seine Begleiterin betrachtete.

„O es ist zu lächerlich,“ sagte Emily, als ich mich näherte, „hören Sie nur, wie Mr. Harmer diese Blumen deutet. Diese Seifenblume, sagte er, bedeute meine Liebe, denn sie sei anmuthig, schön und sauber. Und diese schöne blaue Lupine bedeutet nach seiner Meinung, daß meine Liebe ohne Makel oder Flecken ist.“

„Als Flora's Dolmetscher spricht er sehr originelle und sehr angemessene Deutungen aus,“ bemerkte ich.

„O gewiß; und dies da?“ fragte sie, indem sie eine große orangenfarbene Mohnblume emporhielt.

„Dies bedeutet: Meine Liebe ist die größeste unter zehntausend und“ — „durch und durch lieblich,“ half ich ein, als ich sah, daß er den Satz vergessen hatte.

„Hier ist eine andere,“ sagte sie, indem sie eine zierliche weiße Blume auswählte, die sehr schön und duftig war und viel Aehnlichkeit mit einer Lilie hatte.

„Diese heißt: Meine Liebe ist lauter Unschuld,“ sagte sie.

Während wir mit diesem angenehmen Spiel beschäftigt waren, wurden wir plötzlich durch einen Kriegsruf erschreckt, so wie ihn Indianer hören lassen, wenn sie von einem sieg-

reichen Unternehmen zurückkehren und es dauerte nicht lange, so kam Mrs. Bradish von Charley Moore und Buckley gefolgt, zum Vorschein. Hinter Charley auf dem Pferde saß die schöne Ethlin. Ihr langes Haar wallte um ihre runden Schultern und ihr Antlitz strahlte von Freude. Wir kehrten mit einander in das Lager zurück, wo sie uns mittheilten, daß sie nach der Abreise der Indianer, welche Ethlin gefangen mit sich führten, beschlossen, sie zu verfolgen, ihre Pferde bestiegen und der Spur folgten, welche, nachdem sie sich durch mehrere schmale Thäler geschlängelt, direct in die Gebirge führte. In dieser Nacht folgten sie ihr bei Mondschein bis gegen Morgen, wo dann alle drei müde wurden, so daß man beschloß, Halt zu machen, um ein wenig auszuruhen. Sie zündeten kein Feuer an, sondern genossen etwas geräuchertes Rindfleisch und legten sich dann unter den Felsen versteckt nieder, um in Stille und Finsterniß zu schlafen. Mit Tagesanbruch machten sie sich wieder auf den Weg und verfolgten die Spur den ganzen Tag durch enge Schluchten und den Fuß einer bedeutenden Gebirgskette entlang. Gerade bei Sonnenuntergang überzeugten sie sich, daß die Indianer sich in der Nähe gelagert hatten. Aus diesem Grunde waren sie genöthigt, mit der größten Vorsicht nun weiterzugehen. Da Buckley im Kriege mit Indianern die meiste Erfahrung besaß, so erbot er sich nach Einbruch der Finsterniß allein weiterzuschleichen, während seine Begleiter in der Schlucht versteckt blieben. Moore wollte anfangs dies nicht zugeben, aber dem Alten gelang es endlich, ihn zu überzeugen, daß das Gelingen des Unternehmens einzig und allein von Vorsicht und Schlauheit abhing.

„Es sind ihrer zwanzig gegen einen von uns und wir müssen sie überlisten oder das Mädchen ist verloren,“ sagte der Alte.

„Und wie sollen wir das machen?" fragte Moore.

„Das kommt alles auf die Umstände an, aber ich glaube, wir werden es möglich machen. Die Indianer sind nicht so schlau, daß man sie nicht betrügen könnte."

„Ich dachte, sie wären auf alle Arten von Teufeleien eingehetzt," sagte Mrs. Bradish.

„Allerdings versuchen sie es zu sein, aber es sein und versuchen zu sein, ist zweierlei, wissen Sie."

„Das ist wahr."

„Sehen Sie, als ich noch als Trapper in dem Ozarkgebirge herumstrich — doch heute Nacht kann ich diese Geschichte nicht erzählen."

„Warum nicht?"

„Weil es jetzt keine passende Zeit dazu ist. Wir müssen auf der Hut sein und diese Teufel belauern."

Und der alte Mann legte das Ohr auf den Boden und horchte mehrere Minuten mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit.

„Ich höre sie," sagte er endlich, „die Teufel treffen Anstalten zu einem Gelag, glaube ich."

„O Gott, wahrscheinlich geht man damit um, Ethlin zu opfern," rief Moore, indem er aufsprang. „Schnell, schnell, Alter, sonst kommen wir zu spät."

„Fürchtet das nicht," sagte Buckley.

„Aber ich fürchte es," sagte Moore ungestüm.

„Jung und hastig," antwortete der Alte lachend, „gerade so wie ich war, als Bill Peters — doch ich kann das jetzt nicht erzählen."

„Ihr sollt auch nicht, ich mag nichts von Euern Geschichten hören, so lange nicht Ethlin den Händen ihrer Feinde entrissen ist. Also, was gedenkt Ihr zu thun?"

„Wenigstens noch zwei Stunden da zu bleiben, wo ich bin.“

„Dann werde ich die Befreiung Ekhlins ohne Euch versuchen.“

„Und dadurch Euch und sie ins sichere Verderben stürzen.“

„Auf jeden Fall werde ich es versuchen. Ich würde ihr Angstgeschrei in alle Ewigkeit hören, wenn ich hier sitzen bliebe, während man ihren Scheiterhaufen aufbaut.“

„Ja, allerdings baut man diesen,“ sagte Mrs. Bradish, „ich werde eine sehr geringe Meinung von Eurer Tapferkeit und eine noch geringere von Eurer Menschenliebe bekommen, wenn Ihr dieses arme Mädchen opfern laßt, ohne eine Anstrengung zu ihrer Rettung zu machen.“

„Und glauben Sie denn, Madame, daß ich ohne alle Absicht mit hierhergegangen bin?“

„Aber dennoch scheint Ihr diese Absicht mit nicht allzugroßem Eifer zu verfolgen.“

„Weil ich schon weiß, was ich zu thun habe.“

„Wirklich?“

„Ja wohl, und es ist dies etwas, was man nicht von allen Leuten sagen kann. Sehen Sie, ich kenne diese indianischen Opfer ganz genau und wie dabei zu Werke gegangen wird. Sie werden jetzt alles zu ihrem gräßlichen Gelag fertig machen. Sie werden tanzen und schreien und nach Herzenslust jubeln, bis sie müde sind. Dann wird das Schlachtopfer von dem Pfahle losgebunden und in einer Hütte oder an einem sonst passenden Orte verwahrt, während die Teufel sich schlafen legen, um sich erst zur Fortsetzung des Opfergelags mit neuen Kräften zu stärken. Dieser Schlaf wird die rechte Zeit für uns sein. Wenn wir das Mädchen finden können, so werden wir keine weitere Schwierigkeit haben. Nach meiner Meinung

wird es aber am besten sein, wenn Ihr bei den Pferden hier bleibt und Euch vollkommen still verhaltet, während ich vorangehe. Was sagt Ihr dazu?"

Man willigte ein, seinem Rathe zu folgen und er legte sich wieder mit dem Ohr auf die Erde und horchte aufmerksam.

„Nun glaube ich, ist es Zeit, mich aufzumachen," sagte er nach einer Weile, indem er aufstand, sich aller überflüssigen Kleidungsstücke entledigte und geräuschlos unter den Felsen verschwand. Moore schaute ihm lange und sehnsüchtig nach und versank dann in düsteres Schweigen.

„Ich bin neugierig, wie lange er ausbleiben wird," sagte endlich Mrs. Bradish, welcher die Ungewißheit unerträglich war.

Moore schüttelte den Kopf.

„Eine Stunde?" fuhr sie in fragendem Tone fort.

„Wahrscheinlich zwei oder drei."

„O Himmel! so lange kann ich nicht warten."

„Aber es wird nichts helfen. Wir müssen warten und uns ruhig verhalten."

Und beide versanken wieder in Schweigen.

Mitterweile verfolgte der alte Mann seinen Weg und untersuchte zuweilen die Fährte, ließ sich aber meistentheils von seinem Ohre leiten, welches er von Zeit zu Zeit auf den Boden legte. Auf diese Weise legte er eine bedeutende Strecke zurück und nachdem er mit mehr als gewöhnlicher Vorsicht über den Kamm einer Anhöhe gekrochen war, bekam er die Indianer plötzlich zu Gesicht. Sie tanzten, schrien und heulten um ihr Schlachtopfer herum, welches an einen Pfahl gebunden war und alle diese Anstalten mit stumpfer Gleichgültigkeit zu betrachten schien.

Endlich sprang einer der Krieger plötzlich aus dem Kreis der Tänzer auf die Gefangene zu, begann seinen Tomahawk

über ihrem Kopfe zu schwingen und that, als ob er einen Streich führen wollte, bald hier bald da — auf die Stirn, in das Gesicht und über den Hals. Sie zuckte mit keiner Miene, sondern betrachtete alle seine Bewegungen mit klarem, festem, furchtlosem Blick. Mit einem furchtbarem Geheul schoß er zurück wieder auf seinen früheren Platz in dem Kreise und tanzte mit den Andern weiter. Nach wenigen Augenblicken ergriff ein anderer Peiniger einen Feuerbrand, stürzte damit auf das Mädchen zu und that, als ob er sie damit an den Augen, den Wangen und Lippen berühren wollte. Diesmal lachte sie spöttisch.

„Du bist kein Krieger,“ sagte sie höhnend. „Du verstehst nicht, wie man einen Feind skalpirt; Du bist ein Weib.“

Außer sich vor Wuth stand er schon im Begriff, den Scheiterhaufen in Brand zu stecken, als ein zweiter Krieger ihm die Fackel aus der Hand schlug. Sie waren noch nicht fertig zur Vollendung ihrer Rache.

Diese Indianertänze zu beschreiben wäre unmöglich. Worte vermögen nicht die Stellungen, Verrenkungen und Verzerrungen der Tänzer auszudrücken und von ihrem Geheul, Gekreisch und Gebrüll einen auch nur annähernden Begriff zu geben.

Gleich darauf ward der Tanz weniger lebhaft und das Geheul weniger wild und grell. Die Tänzer blieben einer nach dem andern stehen, weil sie augenscheinlich vor Ermattung nicht weiter konnten. Endlich sprang der Häuptling herbei, zerhieb den Strick, welcher das Schlachtopfer an den Pfahl fesselte und führte das Mädchen fort in eine Hütte.

Buckley sah dies aus dem schützenden Dunkel eines Dickicht alles mit an. Seine Augen funkelten vor Freude, während er murmelte: „Nun werden sie bald ruhig sein.“

Wenige Minuten bestätigten diese Vermuthung und die

ganze Bande versank in tiefen Schlummer. Buckley kroch vorsichtig nach der Hütte, wo, wie er wußte, das Mädchen eingesperrt war. Er kannte seinen Feind vollkommen und wußte recht wohl, daß kein gewöhnliches Geräusch die Indianer erwecken würde, aber er bemerkte, daß der Häuptling einen großen Hund hatte und zwar dem Anscheine nach zu urtheilen, einen sehr wachsamen, dem wahrscheinlich nicht so leicht auszuweichen war. Der Hund schien die Nähe eines Feindes zu wittern. Zwei oder dreimal war er aufgesprungen, hatte umhergeschnüffelt und laut gebellt, dann lief er zu seinem Herrn und begann diesen an der Decke zu zerren, in welche er sich gewickelt hatte. Der Häuptling erwachte halb, schalt den Hund aus und befahl ihm, sich niederzulegen, welchen Befehl aber das Thier nicht befolgen zu wollen schien.

Buckley muthmaßte, daß der Schlaf der Indianer wahrscheinlich eine Stunde dauern und dann das Schlachtopfer wieder herbeigeführt werden würde, um durch seinen Tod das gräßliche Gelag zu krönen.

Jeder Augenblick war kostbar, aber wie sollte der Hund zum Schweigen gebracht werden? Ein einziges Mittel führte vielleicht zum Zwecke. Buckley richtete sich auf, schlug Licht an und blieb damit ungefähr hundert Schritt von dem Lager der Indianer entfernt stehen. Ganz wie er erwartet hatte, kam der Hund sofort wüthend und zähnefletschend auf ihn zugesprungen. Der alte Mann empfing ihn tapfer mit gezogenem Dolche. Der Kampf war heftig, aber kurz und Buckley behauptete das Feld. Nun unverzüglich nach der Hütte schleichend begann Buckley mit der äußersten Vorsicht in die Hinterwand eine Oeffnung zu machen, durch welche er in das Innere hineinschauen konnte. Das Mädchen war allein und lag geknebelt auf der Erde. Nachdem er sich hiervon überzeugt,

begann er das Loch weiter zu machen, bis es so groß war, daß ein Mensch hindurchkriechen konnte.

Obschon Ethlin seine nahenden Fußtritte vernommen und sogleich erkannt hatte, daß dieselben von einem weißen Manne herrührten, so verhielt sie sich doch vollkommen ruhig, denn sie wußte, daß ihr in ihrer Lage unmöglich etwas noch Schlimmeres bevorstehen könne. Aber ihr Herz klopfte hoch vor Freude, als sie in dem Scheine des Feuers die Züge ihres Retters erblickte und die leisen Worte vernahm, welche sie der Nähe eines Freundes versicherten. Mit einem einzigen Schnitte waren ihre Fesseln beseitigt und sie sprang auf ihre Füße wie ein junges Reh. Einen Augenblick später folgte sie ihrem Befreier mit geräuschlosen Tritten aus dem Indianerlager.

Noch aber waren Beide nicht weit gekommen, als sie durch ein furchtbares Geheul und Geschrei erschreckt wurden.

„Sie haben unsere Flucht entdeckt," flüsterte Buckley in der Sprache der Indianer, „und werden sogleich wie eben so viele Teufel über uns herfallen."

„Ich glaube," sagte Ethlin, „daß der Lärm, den wir hören, die Ankunft einer neuen Schaar verkündet, welche heute Nacht ankommen sollte."

„Das ist wohl möglich, aber selbst in diesem Falle wird man Deine Flucht entdecken."

Ethlin zitterte wie ein gescheuchter Vogel.

„Na, verzweifle nur nicht, es ist vielleicht noch Rettung möglich," sagte der alte Mann. „Wir müssen aber unsern Witz zusammennehmen. Kannst Du einen Baum erklettern?"

„Wie ein Eichhörnchen."

„Nun dann so verfüge Dich auf jene Fichte da drüben und mache kein Geräusch, es möge kommen was da wolle."

„Und Ihr?“

„Ich klettere auf diese, aber nun rasch.“

Ethlin eilte schnell hinweg und Buckley erstieg den Baum, den er ausersehen. Es war eine ungeheure Fichte, deren hundertjährige Aeste sich nach allen Seiten ausbreiteten. Kaum hatte er sich in derselben verborgen, als ein abermaliges lautes Geheul der Indianer eine neue Entdeckung — wahrscheinlich den Tod des Hundes — verkündete. Der alte Mann lachte still in sich hinein. „Das wird sie nicht schlecht ärgern, diese kupferfarbenen Teufel,“ murmelte er bei sich selbst.

Die Indianer untersuchten den Boden, um die Fährte zu finden, welche sie, sobald sie sie einmal entdeckt hatten, energisch verfolgten. Buckley hatte dies vorausgesehen und war eine ziemliche Strecke wieder auf demselben Wege zurückgegangen, wie Ethlin ebenfalls gethan hatte. Die Indianer gingen hin und her, blieben stehen, bemüheten sich vergebens, die Fortsetzung der Spur zu entdecken und gaben endlich den Versuch auf und kehrten in ihr Lager zurück.

Buckley stieg geräuschlos von seinem Baume herab und gleich darauf kam auch Ethlin herbei, welche vor ihm auf die Knie niederfiel und mit unaussprechlicher Dankbarkeit seine Hände küßte.

„Still, still!“ sagte der alte Mann, „jetzt ist dazu keine Zeit. Wir wollen lieber so schnell als möglich von diesen Tigern hinwegzukommen suchen.“

Ethlin sprang auf und die Beiden vertieften sich bald in die Gebirgsschluchten und schlugen den nächsten und sichersten Weg ein, der sie zu ihren Begleitern führte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Wasser! Wasser!! Wasser!!!

Als die Verwundeten hinreichend wieder hergestellt waren, setzten wir unsere Reise weiter fort. Trotz alles dessen, was die Propheten und Aeltesten sagten, und trotz des Glückes, welches uns nach ihrer Behauptung in dem Gelobten Lande erwartete, waren unsere Leute größtentheils sehr mißlaunig und muthlos geworden. Brigham schalt sie deswegen tüchtig aus.

„Wollt Ihr vielleicht wieder zu den Fleischtöpfen Egyptens zurückkehren?" sagte er. „Wollt Ihr lieber unter den Heiden wohnen, als die Anfechtungen und Mühen erdulden, die dem Besitz des Erbtheils des Herrn vorangehen müssen? O schämt Euch, schämt Euch! und ich will für Euch beten, wie Moses für die Kinder Israel betete, daß Ihr nicht unterwegs dem Herrn untreu werdet."

Solche Ermahnungen waren indeß nicht geeignet, einen angenehmen Eindruck zu machen, besonders da wir mit gar zu vielem Ungemach zu kämpfen hatten. Die Lebensmittel waren knapp geworden, das heißt die, welche wir gewohnt waren, zu essen. Die armen abgetriebenen Ochsen waren einer nach dem andern geschlachtet worden. Mrs. Beardsley erklärte, sie habe das gleich gewußt, und sagte, sie wolle lieber verhun-

gern, als ein einziges Stück Maulthier oder Pferdefleisch essen. Mrs. Stillman senior war in Bezug auf das Sterben ihrer Sache nicht recht gewiß, betheuerte aber, daß sie es entsetzlich fände, und machte ziemlich mißliebige Bemerkungen über die erstgenannte Dame, daß dieselbe sich vorhergesehenen Mißlichkeiten ausgesetzt habe. Die Propheten riethen Ergebung und verwiesen fortwährend auf das Beispiel der Israeliten.

„Na, da kann ich nun gar keine Aehnlichkeit sehen," sagte Mrs. Beardsley; „den Israeliten schickte der Herr Wachteln und Manna, aber wir müssen selbst sehen, wie wir zurecht kommen."

„Wir leben in andern Verhältnissen."

„In andern Verhältnissen, so! — Nun, was spricht man denn von Aehnlichkeiten, wo keine existiren?"

Und die gute Dame schnellte ihre Stricknadeln mit verdoppelter Energie.

„Aber wie mir scheint, haben Sie durchaus keinen Grund, sich zu beklagen, Mutter," sagte Harmer scherzend. „Ihr Garn scheint so ziemlich auszuhalten."

„Das weiß ich noch nicht," entgegnete sie; „ich habe nur noch sechs Knäuel."

„Sechs Knäuel — und wie viele haben Sie schon verstrickt, seitdem wir auf der Reise sind?"

„Zwölf."

„Zwölf! Sie werden am Ende noch die ganze Kolonie mit Strümpfen versehen."

„Aber Strümpfe können wir nicht essen," sagte Fanny Simpkins, „und die Hauptsache scheint jetzt zu sein, daß wir etwas Ordentliches zu essen bekommen. Dieses getrocknete Büffelfleisch ist wirklich ganz abscheulich."

Dies war es auch in der That, denn es schmeckte nur

wenig, vielleicht gar nicht besser, als Baumrinde. Dies war indessen nur erst der Anfang unserer Leiden, denn nach wenigen Tagen kamen wir in eine sandige unfruchtbare Gegend, wo sich zu unsern übrigen Entbehrungen noch die unerträglichste von allen, der Wassermangel, gesellte. Die Flüsse und Bäche waren alle ausgetrocknet und von Regen oder Thau keine Spur.

Obschon aber die Luft am Tage außerordentlich heiß war und der Himmel keine Spur von Wolken zeigte, so lag doch des Nachts in der Atmosphäre eine Milde und die Sterne funkelten in einem Glanze, der sich nicht beschreiben läßt. Und diese ganze außerdem so unfruchtbare Gegend war mit den wohlriechendsten und prachtvollsten Blumen angefüllt. An vielen Orten, wo es der kiesigen und sandigen Beschaffenheit des Bodens gemäß schien, als ob keinerlei Pflanze Wurzel fassen könnte, wuchsen eine Menge mit großen karmoisinrothen Blüthen bedeckte Cactusse und bildete auf diese Weise einen merkwürdigen Gegensatz zu der ringsum herrschenden Oede.

Eine zweite merkwürdige Eigenschaft dieser Gegend war ferner der gänzliche Mangel an thierischem Leben. Kein Vogel besuchte diese prachtvollen Blumen, kein Schmetterling und kein Insect belebte die Einsamkeit. Weder Hasen noch Fasanen lauerten in ihren Verstecken. Selbst die Indianer schienen das Land zu meiden. Einmal, aber nur einmal, erblickten wir am fernen Horizonte ein Rudel wilder Pferde. Es war nur ein undeutlicher Anblick, aber dennoch vergesse ich nie die zierliche Behendigkeit dieser Thiere und die schimmernde Glätte ihrer glänzenden Flanken.

Aber traurigere Schauspiele als diese harrten unser. Ich war von dem Wagen abgestiegen, um ein wenig zu gehen und die schönen Blumen genauer zu betrachten. Besonders erfreuten mich zwei oder drei ungeheure Cactuspflanzen, die so dicht

beisammen standen, daß sie fast ein Ganzes zu bilden schienen. Sie maßen wenigstens neunzig Fuß im Umfange und große scharlachrothe Blüthen hingen von den Zweigen herab. Während ich mich aber bückte, um einen Strauß zu pflücken, berührten meine Finger unversehens eine Reliquie, welche mich mit Entsetzen erfüllte. Es war ein menschliches Gerippe, aber die Haut haftete, anstatt abgefault zu sein, noch fest an den Knochen und zeigte Adern, Muskeln und Sehnen in furchtbar genau erhaltenem Zustande. Die langen, dürren, knochigen Finger hielten noch ein Papier gefaßt. Die Neugier war stärker als die Furcht und ich nahm das Blatt aus der Hand des Gerippes. Es standen mit Bleistift einige Zeilen darauf geschrieben, die ich nur mit Mühe entzifferte. Sie lauteten:

„Wir können nicht weiter. Mein Weib und fünf Kinder, alle sterben aus Mangel an Wasser! o Gott! dieser Tod ist schrecklich!“

Der arme Mann hatte offenbar den Schutz der Cactus aufgesucht, um sich vor der brennenden Sonne zu schirmen, und war hier vor brennendem, unerträglichem Durst gestorben. Aber sein Weib und seine Kinder, wo waren diese? Ein wenig weiter hin fanden wir sie in demselben furchtbaren Zustande der Vertrocknung, aber ohne eine Spur von Fäulniß. Die Mutter hielt ihren Säugling noch fest in den Knochenarmen und die dünnen, fest zusammengekniffenen Lippen des Kindes hafteten an der Brust des Skeletts. Zwei der Kinder — ein Knabe und ein Mädchen — hatten ihre Hände in einander gefaltet, während die andern beiden sich mit den Armen umschlungen hielten, als ob sie die Qualen dieses grausamen Todes durch ihre Liebe zu lindern gesucht hätten. Und wer kann sagen, ob sie in diesem Tode nicht glücklicher waren, als Viele gewesen sind, die von allen Genüssen des Reichthums

und des Luxus umgeben, aber mit nagendem Haß in ihrem Herzen aus diesem Leben geschieden sind?

Doch selbst die Besten von uns waren nicht aufgelegt, hierüber zu philosophiren oder sonst Betrachtungen anzustellen. Durst, unerträglicher Durst brannte auf unseren Zungen und sengte unser Hirn. Unsere armen Thiere litten eben so viel oder noch mehr, als wir selbst, und ich vergaß halb mein eigenes Elend über dem Anblick des ihren.

Brigham, der einmal darauf versessen war, Vergleiche zwischen uns und den Kindern Israel zu ziehen, begann von ihren Leiden in der Wildniß zu sprechen. Mrs. Beardsley, deren Erbitterung mit den Schwierigkeiten immer höher stieg, forderte ihn auf, vorzutreten und das Beispiel Mosis nachzuahmen, welcher Wasser aus dem Felsen springen ließ. Er lehnte jedoch diesen Versuch ab und redete sich damit heraus, daß seine Anhänger nicht Glauben genug hätten.

Endlich, nach einem unbeschreiblich mühevollen Marsch, entdeckte einer der Leute eine Quelle. Wir drängten uns begierig herzu, Menschen sowohl als Thiere, aber man denke sich unsere Enttäuschung und Bestürzung, als wir entdeckten, daß das Wasser nicht blos salzig, sondern auch bitter war. Ich dachte an das Wasser von Marah, aber es geschah kein Wunder zu unsern Gunsten wie damals, und während Einige murrten, Andere beteten, saß eine dritte Partei in stumpfer Verzweiflung da und Viele weinten. Weit herum lagen hier Gerippe von Menschen und Pferden, die nicht im Stande gewesen waren, ihr Leben länger zu fristen.

Buckley, der viel Scharfsinn und genaue Kenntniß des Landes besaß, behauptete, daß nach gewissen untrüglichen Zeichen Wasser in der Nähe sein müsse. Es machten sich demgemäß Mehrere auf den Weg, es zu suchen, und fanden in der

Entfernung von ungefähr einer Meile das Bett eines Baches, aus welchem aber das Wasser verschwunden war. Ein wenig nur war in Löchern zurückgeblieben und durch Nachgraben vermehrten wir diesen Vorrath, bis wir endlich Alle eine genügende Portion davon hatten.

Den nächstfolgenden Tag führte unser Weg durch ein eben so trocknes und unfruchtbares Land, wo die Wegspur mit den Gerippen von Menschen und Pferden buchstäblich besäet war. Diese letztern wurden auch bei uns immer unfähiger, die Reise fortzusetzen, einige vor Durst, andere wegen aufgesprungener Hufe. Eine dumpfe Verzweiflung herrschte in der ganzen Gesellschaft und ward noch bedeutend durch die Thatsache verschlimmert, daß Viele das Vertrauen auf die Fähigkeit und den Scharfsinn der Anführer verloren hatten.

„O, wann, wann werden wir endlich das Ziel erreichen?" sagte Louise eines Morgens, als wir unsern beschwerlichen Marsch wieder antraten. „Ich hatte wohl von den amerikanischen Wüsten gehört, wo wilde Pferde, von noch wilderen Indianern geritten, umherschweiften, aber nie hätte ich geglaubt, daß wir solche unfruchtbare Ebenen durchziehen müßten."

Im Allgemeinen ertrugen jedoch die Frauen die Leiden mit einer Standhaftigkeit, welche die der Männer weit übertraf. Einige von ihnen heuchelten sogar eine Heiterkeit, die sie weit entfernt waren, zu fühlen, um den sinkenden Muth der Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Fanny Simpkins beharrte immer noch bei ihrer lächerlichen Koketterie, zum großen Ergötzen der muthwilligen Mrs. Bradish, aber zum unendlichen Verdruß der betreffenden Opfer. Diesem Aerger preisgegeben, bemerkte die alte Mrs. Stillman die Gegenwart anderer Uebel kaum. Wenn der alte Herr zu Fuße ging, so hing sich Fanny an seinen Arm; wenn er fuhr, so saß sie neben

ihm und übrigens beschenkte sie ihn mit Blumensträußen, schwatzte mit ihm, sang ihm etwas vor und bemühte sich auf alle nur mögliche Weise, seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Wir würden vielleicht zu viel sagen, wenn wir behaupten wollten, der alte Mann sei dadurch bezaubert und bestrickt worden, obschon es gewiß ist, daß ihm die Sache nicht unangenehm war und daß er die kleine Kokette weit mehr ermuthigte, als seine Ehehälfte recht und billig fand.

„Mrs. Stillman kann keine wahre Gläubige sein," sagte Mrs. Bradish, „sonst würde sie die Räthlichkeit und Nothwendigkeit dieser Dinge einsehn und ihren lächerlichen Widerstand einstellen. Glaubt sie denn, daß sie einen Gebrauch verhindern könne, welcher einen Theil des Systems der göttlichen Wahrheit ausmacht?"

„Es ist unmöglich, zu sagen, was sie glaubt oder zu thun gesonnen ist," entgegnete ich. „Es ist sogar kaum wahrscheinlich, daß sie mit sich über irgend ein bestimmtes System einig ist — sie haßt und verabscheut blos den Gedanken, die Liebe ihres Gatten mit einer jüngern Nebenbuhlerin theilen zu sollen."

Trotz ihrer Irrthümer und Schwächen entfaltete Mrs. Bradish doch eine wahrhaft bewunderswürdige Gemüths- und Willensstärke. Unter allen Gefahren und Schwierigkeiten unserer langweiligen und beschwerlichen Reise bewahrte sie immer dieselbe Heiterkeit, rieth zu denselben gerade auf das Ziel zugehenden Maßregeln und schien die ganze Sache als etwas zu betrachten, was sich von selbst verstünde. Wenn die Andern klagten, sang sie; wenn sie weinten, so sprach sie ein Dankgebet; wenn sie fluchten — denn einige der Männer fluchten trotz ihres Charakters als Heilige — so betete sie; wenn sie in dumpfer Verzweiflung dasaßen, so lachte und

schwatzte sie, erzählte lustige Geschichten und suchte auf andere Weise ihre Aufmerksamkeit zu fesseln.

Dabei war sie auch freundlich und umsichtig und gab, obschon sie sich in Alles mischte, auch in der That größtentheils sehr guten Rath. Jeder Charakter hat seine guten Seiten; unter einer Menge Laster giebt es auch immer einige Tugenden und es geschieht nicht selten, daß die grellsten Mängel dennoch ein gutmüthiges Herz nicht ausschließen.

So kam es, daß auch dieses Amazonenweib die Kranken, besonders die Kinder, mit der zartesten Sorgfalt pflegte. Mehr als sonst Jemand besaß sie die für Kinderwärterinnen so nützliche Kunst, die kleinen Rebellen dahin zu bringen, daß sie Medicin nahmen. Galt es eine garstig schmeckende Dosis bittern Thees anzuwenden, so mußte Mrs. Bradish in Requisition gesetzt werden — und es gelang ihr stets — zuweilen durch Schmeicheln, zuweilen durch Schelten und zuweilen durch andere Mittel. Sie schien ihre Freude daran zu finden, ihren Einfluß geltend zu machen, und dabei besaß sie einen ungemeinen Scharfblick für unsere Bedürfnisse und wußte denselben so gut als möglich zu begegnen.

Aber alle ihre Heiterkeit und Mühe war doch nicht im Stande, die Hitze und den Durst weniger unerträglich zu machen, während wir über den heißen, gelben Sand dieses Hochlandes wanderten. Sie vermochte die Bisnada nicht schmackhafter zu machen oder den Blättern des Sauerampfers, womit wir unsern Mund befeuchteten, eine angenehmere Saftigkeit mitzutheilen. Als wir aber eines Tages gegen Sonnenuntergang an einen frisch und keck dahin rinnenden Bach kamen, fühlten wir, daß die Vorsehung uns nicht verlassen hatte, denn die ganze Umgebung berechtigte uns zu dem Schlusse, daß wir die Sandwüste nun hinter uns hätten.

Wir kamen nun in das Land der Indianer und die feindseligen Demonstrationen derselben waren keineswegs angenehm. Da wir hier vollauf Wasser und gutes Gras fanden, so fand man es räthlich, ein paar Tage zu rasten und die Thiere erst wieder zu Kräften kommen zu lassen. Dies gab den Wilden vollauf Gelegenheit, uns auf alle Weise zu belästigen. Die Männer sahen sich genöthigt, die Waffen stets bei der Hand zu haben. Gegen Abend begannen die Indianer die Pferde zu umzingeln, die an einem Bergabhang auf die Weide getrieben worden waren. Sie wurden sofort wieder verscheucht. Während der Nacht wurden wir abermals von ihnen belästigt, da wir aber Frieden wünschten, so beschränkten wir uns auf die Defensive.

Am nächsten Morgen sahen wir große Massen von ihnen in allen Richtungen — in den Niederungen, auf den Anhöhen, einige schweigend, während viele andere auf uns zeigten und uns anriefen. Da ihre Sprache wahrscheinlich ein Dialect der Utah-Sprache war, so verstand Harmer sie ganz gut. Sie waren offenbar feindselig gegen uns gesinnt und wir waren ihnen ebenfalls nicht günstig. Sie gingen fast ganz nackt, ohne Kopfbedeckung oder Schuhe. Ihr Haar war hinten in einen Knoten zusammengebunden und mit Adlerfedern und Roßhaarbüscheln geschmückt. Außer seinem Bogen führte jeder Mann noch einen Köcher mit vierzig oder fünfzig Pfeilen, die zum Theil daraus hervorragten. Außer diesen hielt Jeder auch noch zwei oder drei zum augenblicklichen Gebrauch in der Hand. Die Spitzen dieser Pfeile bestanden aus einem durchsichtigen Stein, einer Art Opal, fast eben so hart und eben so schön, als der Diamant. Von den langen Bogen abgeschossen, thaten diese Pfeile fast dieselbe Wirkung, wie Pulver und Kugel.

Diese Indianer hatten in ihrem Aeußern etwas vorherrschend Thierisches. Ihre Bewegungen, ihre Mienen und der Ausdruck ihrer Augen glichen denen eines wilden Thieres. Einer, welcher der Häuptling zu sein schien, kam mit zwei oder drei Kriegern keck in unser Lager. Als man ihm die Waffen unserer Männer zeigte, schnappte er mit der Sehne seines Bogens und sagte:

„Wohlan, dies ist eben so gut.“

„Ach bah!“ sagte Harmer und zielte nach einem Vogel, den er sofort erlegte.

Der Indianer lachte spöttisch und schoß sogleich ebenfalls einen. Mr. Ward, der die möglicherweise hieraus hervorgehenden Folgen fürchtete, machte nun freundliche Vorstellungen, theilte kleine Geschenke unter die Indianer aus und bewog sie, das Lager zu verlassen.

Diese Wilden sind ein erbärmliches, ausgeartetes Volk und stehen ihren kriegerischen Brüdern von dem Stamme der Sioux, Pawners und „Schlangen“ weit nach. Sie nähren sich hauptsächlich von Wurzeln und Eidechsen und Jeder ist mit einem langen, an dem einen Ende gekrümmten Stocke versehen, womit sie in den Felsenspalten nach ihrer Lieblingsspeise suchen. Sie brieten dieselbe und aßen sie mit großem Appetit. Nichts war ihnen lieber als ein abgetriebenes, zum fernern Dienst untaugliches Pferd oder Maulthier, dessen Fleisch, halb am Feuer geröstet und ohne Salz gegessen, ihnen einen förmlichen Luxusgenuß gewährte.

Für die Mormonen, welche die Indianer als Nachkommen der zehn verlorenen Stämme Israels betrachteten, waren diese Menschen ein Gegenstand wißbegieriger und frommer Discussionen; obschon aber die Mormonenbibel herbeigebracht und ihr Inhalt mit dem größten Eifer studirt ward, so erlangte

man doch keinen Aufschluß über ihre Herkunft oder über ihren Patriarchen, von welchem sie abstammten. Buckley, dessen Ansichten über Religion und Philosophie etwas originell waren, behauptete, die Indianer wären ein Volk für sich und da entstanden, wo sie sich eben befänden, so daß sie mit unsern ersten Eltern in gar keinem Zusammenhange stünden.

„Wie sollen sie entstanden sein?“ sagte Harmer; „Ihr glaubt doch nicht, daß sie gewachsen sind, wie die Bäume?“

„Ja wohl, gerade wie die Bäume. Habt Ihr das erste Kapitel des ersten Buchs Mosis gelesen?“

Alle erklärten, daß sie es gelesen hätten.

„Nun, wißt Ihr denn nicht, daß dort geschrieben steht: Und Gott sprach: Es lasse die Erde aufgehen Gras und Kraut, das sich besame, und fruchtbare Bäume, da ein jeglicher nach seiner Art Frucht trage, und es ward so.“

„Aber was hat dies mit den Indianern zu schaffen?“

„Mit den gerade nicht, wohl aber mit den Bäumen.“

„Das sehen wir.“

„Wohlan, in einem andern Verse heißt es: Und Gott sprach: Es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren, und es ward so. In einem noch andern Verse finden wir, daß Gott sagte: Die Erde bringe hervor lebendige Thiere, ein jegliches nach seiner Art, Vieh, Gewürme und Thiere auf Erden, ein jegliches nach seiner Art, und es ward so. Damit will ich Euch blos beweisen, daß die Erde Bäume und Thiere und die Wasser Fische und dergleichen durch einen und denselben Prozeß hervorbrachten. Wenn nun aber Bäume und Fische und Thiere auf diese Weise hervorgebracht wurden, warum denn nicht auch Indianer?“

„Glaubt Ihr denn, die Indianer seien Thiere?“

„Ja wohl, sie sind eben so gut Thiere als hier unsere Pferde und Maulthiere."

„Und sie haben keine Seelen?"

„Seelen sind etwas, wovon ich für meinen Theil nichts verstehe."

Den nächsten Morgen theilte Brigham uns mit, es sei ihm offenbart worden, daß der gegenwärtige, so tief gesunkene Zustand dieser Wilden eine wegen ihres Mangels an Glauben über sie verhängte Strafe sei. Da Niemand die Wahrheit dieser Angabe widerlegen konnte, so blieb dieselbe unbestritten.

Dreißigstes Kapitel.

Weitere Schwierigkeiten.

Als wir die unfruchtbare, öde Wüste und die Horden der raubgierigen Wilden glücklich hinter uns hatten, begannen wir uns zu der Aussicht auf nunmehrige Ruhe und Behaglichkeit Glück zu wünschen, als sich plötzlich eine neue Schwierigkeit von geradezu entgegengesetzter Art zeigte. Wir hatten mit Hitze und dem Mangel an Feuchtigkeit zu kämpfen gehabt. Wir hatten die Eintönigkeit dürrer Ebenen kennen gelernt und nun wollte unser Schicksal, daß wir auf die furchtbaren Schranken riesiger, mit Schnee bedeckter Gebirge stoßen und grimmige Kälte empfinden sollten. Mrs. Bradish schauete auf die Gebirge hin, aber ihr Auge verrieth keine Spur von Entmuthigung.

„Ist es möglich," sagte Mrs. Beardsley, „daß wir diese Gebirge übersteigen sollen?"

„Ja wohl; das Land, welches wir suchen, liegt jenseits derselben,“ sagte Harmer.

„Das ist wohl möglich,“ entgegnete die alte Dame, „ich aber weiß, daß es keinem Menschenkind möglich sein wird, hinüberzukommen.“

„Da irren Sie sich sehr, Mutter,“ entgegnete Harmer, „diese Gebirge sind nicht so furchtbar als sie scheinen. Natürlich werden wir nicht versuchen, senkrecht an denselben in die Höhe zu klettern, sondern vielmehr Hohlwege, Schluchten, Pässe aufsuchen und —“

„Monate lange umherwandern, uns verirren und endlich vielleicht verhungern.“

„O, Sie stellen sich die Sache viel zu schlimm vor.“

„Durchaus nicht. Ich mache mich blos auf einen Fall gefaßt, der sicherlich eintreten wird.“

„Weshalb glauben Sie das?“

„Weil wir dieselbe Straße ziehen, welche andere arme Auswanderer, die ihr Leben eingebüßt haben, gezogen sind.“

„Und doch ist damit nichts gesagt. Die Straße, die wir bereits hinter uns haben, war auch mit Gerippen besäet. Wenn Andere gestorben sind, so ist dies noch kein Beweis, daß es uns auch so gehen werde.“

Ich sah, daß die Gemüther Vieler von Entsetzen und Furcht erfüllt waren. Einige murrten unverhohlen, aber die Mehrzahl schickte sich an, kühn in die Gebirge vorzudringen und den Gefahren muthig entgegenzugehen.

„Verflucht sei der, welcher seine Hand an den Pflug legt und zurückschauet,“ sagte Brigham; „meine Freunde und Brüder, ich wünsche, daß Ihr des Schicksals eingedenk seid, welches Lots Weib traf.“

„Ich möchte wissen, was das nützen sollte?“ sagte Fanny Simpkins; „wir sind ja keine Salzsäulen.“

„Ich wollte Du wärst eine,“ sagte Mrs. Stillman sen. halblaut.

„Warum, Mutter?“ sagte Fanny schnippisch. „Es ist seltsam, daß Ihr, während Ihr Euern Papa mehr liebt, als irgend Jemanden, andern Leuten nicht gestatten wollt, ihn auch zu lieben.“

„Isebel,“ murmelte die Alte und machte, obschon sie in der Regel von sehr friedfertiger Gemüthsart war, eine Bewegung, als ob sie mit der Faust drohete.

„Emily, eine große Freundin der Natur, ergötzte sich an der malerischen Umgebung und erklärte, daß sie dadurch für alle ausgestandene Strapazen und Leiden vollständig entschädigt sei. Sie und Ethlin waren unzertrennlich und das schöne Kind der Wüste machte nach der Anleitung ihrer eben so schönen Lehrerin schnelle Bekanntschaft mit der englischen Sprache, während sie dagegen Emily in dem Gebrauch des Bogens und des Pfeils unterwies. Moore gesellte seine Unterweisungen zu denen Emily's und Ethlin's empfängliches Herz erkannte die Ansprüche ihres Befreiers bereitwillig an. Arm in Arm durchwanderten sie die Thäler und die Anhöhen entlang. Mrs. Bradish hatte für sie ein ganz besonders schönes und einziges Costüm ausgesonnen. Es bestand aus weiten türkischen Hosen von kostbarem Purpurstoff, einer gelben mit seidenen Knöpfen befestigten Weste oder Leibchen über einem Chemisett von schneeweißem Mousselin, wozu bisweilen als großer Staat ein carmoisinrothe Schärpe kam. Ein fein gestickter Mocassin beschützte ihren anmuthig geformten Fuß, während ihr langes schwarzes Haar in dichten Flechten nach

Art einer Krone um ihren Kopf gewunden und mit den schönsten Blumen und buntesten Vogelfedern geschmückt war.

„O, hier möchte ich immer leben," sagte sie eines Tages zu Moore und Emily, als sie eine Anhöhe erstiegen hatten, die eine schöne Aussicht gewährte; „es ist hier so schön und die Landschaft hat so viel Aehnlichkeit mit der, in welcher das Dorf meines Vaters liegt."

„Wie hieß Dein Vater, liebe Ethlin? Du hast es mir noch nicht gesagt," sagte Emily.

„Mein Vater war ein Häuptling und Krieger," antwortete Ethlin, „auf seinen Namen kommt weiter nichts an."

Die junge Wilde hatte von unserer Sprache schon genug gelernt, um zu begreifen, daß die Definition des Namens ihres Vaters uns lächerlich dünken würde, deshalb weigerte sie sich, ihn uns mitzutheilen. Er hieß nämlich ganz einfach das „Büffelhorn."

„Hattest Du noch Geschwister?" fuhr Emily fort.

„Zwei Brüder und eine Schwester."

„Und wünschest Du nicht zu ihnen zurückzukehren und bei ihnen zu leben?"

Das arme Mädchen gab keine Antwort, sondern fing an zu weinen.

„Emily, wie grausam Sie sind!" rief Charley; „ihre Verwandten wurden alle von jenen Wilden erschlagen, aus deren Händen wir sie befreiten. Wenigstens hat sie mir so erzählt."

„Es war unüberlegt von mir," sagte Emily.

„Liebe Ethlin, weine nicht, Du sollst immer bei uns bleiben."

„Bei mir," setzte Charley hinzu.

„Ja, bei Ihnen."

Ethlin trocknete bald ihre Thränen und dann gingen sie zusammen wieder in das Thal hinab, in welchem wir unser Lager aufgeschlagen hatten. Dieses Thal, welches ungefähr sechs englische Meilen breit war, ward auf beiden Seiten von zwölfhundert bis zweitausend Fuß hohen Bergen eingeschlossen. Gegen Norden stiegen schroffe steile Granitmassen von dem Rasen empor und endeten mit einer Reihe zackiger Gipfel. Auf der Südseite war die Bergkette gut beholzt und des Nachts sah man viele Feuer, wahrscheinlich das Werk von Indianern, die in der Nähe wohnten. Unter diesen Gebirgsmassen gab es hier und da isolirte Hügel und Kämme mit grünen Thälern dazwischen, deren dunkles Grün und bunter Blumenschmuck einen schönen Gegensatz zu der öden Majestät der Felsen und der Unfruchtbarkeit der Sandebenen gewährte.

Der westliche Theil dieses Thales trug alle Kennzeichen einer Hochebene und der Boden war dicht mit salzigen Krystallisationen bedeckt, welche in der Sonne glänzten, wie ein See. Noch weiterhin kamen wir an eine Anzahl isolirter, etwa fünfzig Fuß hoher Kegel, die aus Schichten von weißem Thon und Mergel von fast horizontalen Lagen bestanden. Einige Antilopenheerden zeigten sich und auch einen Bären sahen wir unter den Felsen herumklettern.

Als wir so dahinzogen, erblickten wir einen Bergstrom und lagerten uns später an dem Ufer eines Flusses, der, wie Buckley behauptete, ein Nebenstrom des Colorado war. Hier fanden wir eine Fülle von weichem, grünem Gras mit schönen Blumen, welche den Niederungen das heitere Ansehen eines Gartens verliehen. Mehrere unser jungen Leute gingen aus, um Sträuße zu pflücken, während die Jäger sich entfernten, um nach Wild zu spähen. Die Stimmung der ganzen Gesellschaft schien durch den heilsamen Uebergang von Unfruchtbarkeit zu

einem reichlichen Vorrath von Gras und Wasser angenehm erfrischt worden zu sein, während die kräftigende Gebirgsluft wie ein Zauber auf unsern geschwächten Körper einwirkte. Dabei aber konnten wir unsere Augen nicht den Thatsachen verschließen, daß unsere Lebensmittel mit jedem Tage knapper wurden und daß wir wahrscheinlich Hunger und Kälte zu ertragen haben würden.

Es wäre nutzlos und langweilig, wenn ich unsere ganze Weiterreise ausführlich beschreiben wollte. Einen Tag zogen wir durch ein wellenförmiges Land wo der Boden aus grauem Sandstein und feingekörnten Conglomeraten bestand; den nächsten führte uns unser Weg durch ein Flußthal von mäßig hohen Bergen eingefaßt, während wir dann wieder an Urfelsen, die sich durch ihre wildromantische Unregelmäßigkeit auszeichneten, hinzogen, über welche ungestüme Ströme herabstürzten. Zuweilen waren die hohen Klippen gänzlich unfruchtbar und nackt, zuweilen auch theilweise und vollständig mit Espen, Buchen, Weiden und hohen Fichten bewachsen, die majestätisch über die Gipfel herabnickten.

An mehreren Orten entdeckten wir Spuren von Bibern an den Bächen, Ueberbleibsel von Dämmen, in deren Nähe Bäume lagen, welche sie mit ihren Zähnen gefällt hatten. Zuweilen erstiegen wir Anhöhen, zuweilen durchzogen wir Schluchten oder tiefe Thäler, in welchen Granitblöcke und große Bruchstücken Glimmerschiefer und Quarz umhergestreut lagen. Häufig zogen wir auch über hochgelegene Prairien von kleinen Salzseen unterbrochen, aus welchen hier und da das Wasser verdunstet war und salzige Incrustationen zurückgelassen hatte, während in andern noch ein bitteres Salzwasser in kleinen Tümpeln stand oder eine Fläche von beträchtlichem Durchmesser und etwa zwei Fuß Tiefe einnahm. Hier zünde-

ten wir unsere Artemisiafeuer an, die sehr gut brannten und eine helle ölige Flamme gaben.

Endlich, nachdem wir hundert und zwanzig englische Meilen immer höher gestiegen waren, kamen wir zu dem Südpaß. Derselbe hat durchaus nichts Aehnliches mit den schluchtartigen Pässen der Alleghanies in Amerika oder des Simplon und des St. Bernhard in Europa, sondern der Aufgang ist ein so ununterbrochener und allmäliger, daß der Reisende sich auf einmal oben auf dem Gipfel sieht, ohne irgend eine Veränderung wahrgenommen zu haben.

Wir hatten von hier aus eine prachtvolle Aussicht nach einer Richtung hin über ein gebrochenes, in kurzen Entfernungen von isolirten Hügeln bedecktes Land. Nach einer andern Richtung hin zeigten sich die Windrivergebirge am Horizont gleich einem niedrigen Gebirgskamm, während wir gerade vor uns die Schneelinie massiver Gebirge sahen, deren weiße Gipfel in der Sonne schimmerten und in den Himmel hineinzuragen schienen.

Die Luft war außerordentlich kalt, der Himmel hell und schön ohne eine Spur von einer Wolke. Die Aeltesten beantragten, daß Halt gemacht werde — und hier mitten in der wilden Pracht der Natur, umgeben von Felsen und Granitgebirgen stimmten sie ein Dank- und Loblied an, welches, mochte man nun Mormone sein oder nicht, einen ungemein erhebenden und feierlichen Eindruck machte. Niemals hatten diese Gebirge noch ein solches Schauspiel gesehen. Alle knieten nieder und beteten und der rohe Trapper stimmte eben so innig mit ein wie jeder Andere. Obschon Ethlin wenig von diesem Gebet verstand, so schien doch auch sie tief davon ergriffen zu werden.

Gerade als wir die schiefe Ebene des westlichen Abhangs

hinabzusteigen begannen, kamen wir an einen Haufen unbehauener Steine, welche in Betracht ihrer Größe und Form augenscheinlich mit viel Anstrengung und Mühe zusammengebracht worden waren. Während wir über ihren Zweck allerhand Vermuthungen anstellten, näherte sich Ethlin. Sie schauderte als sie den Steinhaufen erblickte und wollte weiter eilen, als ich, ihre Aufregung bemerkend, fragte, ob sie den Zweck dieses Baues kenne. Sie antwortete bejahend und sagte, es sei ein indianischer Altar, worauf die Indianer ihren Göttern allerhand Opfer darbrächten und zwar unter andern auch dann und wann einen Kriegsgefangenen.

„Wir verließen dieses Denkmal eines abscheulichen Götzendienstes und erreichten bald einen Strom, von dem man sagte, daß er in den Colorado fließe. Er war breit und seicht und strömte rasch über ein felsiges Bett. An seinem Ufer standen niedrige Gesträuche und dichte Weiden, unter welchen es sehr kleine grüne Plätze gab, die schönes Gras für die Thiere und schöne Pflanzen für meine botanische Sammlung darboten. Wir passirten im Laufe weniger Tage mehrere andere Ströme, größtentheils Gebirgswasser, die ungestüm über ihr Felsenbett dahinrauschten, so wie auch einige isolirte Hügel von bemerkenswerther Art. Die Indianer erzählen sich, wie Ethlin uns mittheilte, in Bezug auf diese Plätze einige interessante Sagen. Sie glauben, daß dieselben ganz besonders unter der Macht und dem Einfluß böser Geister stehen, welche, wie sie behaupten, sich hier, vorzüglich auf dem Höchsten, in Gestalt einer Wolke sichtbar machen. Wir fanden, daß die Kälte allmählig zunahm und die Luft reiner und frischer ward. Das Wasser gefror des Nachts und man konnte ein Feuer recht gut vertragen. Ich bin keine allzugroße Freundin des Frühaufstehens, erhob mich aber hier zeitiger als gewöhnlich, um die pracht-

vollen Sonnenaufgänge zu genießen. Der Himmel ist unaussprechlich klar und blau. Die ersten Strahlen der Sonne haben den hohen schneeigen Gipfel des Berges vergoldet, obschon sie noch nicht zu uns herabgedrungen sind. Im Osten steigt eine lange Bergwand steil zweitausend Fuß hoch empor und dahinter werden einer anderen Bergkette angehörige Schneegipfel, obschon dunkel und sich klar gegen den glühenden Himmel abzeichnend, sichtbar. Ein so eben aus dem Flusse aufgestiegener Nebel kriecht an dem Fuße des Berges hin. Das Schauspiel wird mit jedem Augenblick großartiger, interessanter und prachtvoller. Die Sonne steigt mit ihrer breiten glühenden Scheibe über die Bergwand herauf und bewirkt in einem Nu eine zauberhafte Veränderung. Der Fluß glüht wie geschmolzenes Gold, die Thäler schimmern und die schneeigen Gipfel scheinen mit silbernen Gewändern angethan zu sein.

Obschon diese Berge noch niemals besungen worden, so stehen sie doch in unerreichter Majestät da und werden ohne Zweifel noch ihren Sänger finden.

In dieser vor uns liegenden Landschaft bemerken wir, wie sehr ein Wald die Reize der Landschaft erhöht, wie hier mit den dunkeln Tannen der Fall ist.

Wir näherten uns nun einer ungeheuern Gebirgskette und vertieften uns demzufolge bald in ein sehr unebenes Terrain unter langen, mit Granitstücken bestreuten Kämmen. Wir wanden uns mit vieler Mühe einen langen Hohlweg hinauf und kamen plötzlich und ganz unerwartet in Sicht eines schönen Sees, der wie ein Edelstein von den Gebirgen eingefaßt war und sich als das Reservoir eines großen, sich in den Green River ergießenden Flusses erwies. Die Wasserfläche durchschnitt den Weg, den wir verfolgten, so daß sie alle weitere

Passage versperrte. Es ward nothwendig, Halt zu machen und eine Berathung stattfinden zu lassen und da unsere abgetriebenen Thiere der Ruhe sehr bedurften, so lagerten wir uns. Während die Aeltesten sich über den besten und nächsten Weg besprachen, um den See von der Seite zu umgehen, ergötzte ich mich an den Bemerkungen der guten Mrs. Beardsley und bewunderte die Majestät der erhabenen Natur.

„Ich habe mir es gleich gedacht," sagte die alte Dame, indem sie mit verdoppelter Energie drauf losstrickte, „ich wußte schon, daß wir uns noch verirren würden."

„Was mich betrifft," sagte Mrs. Stillman sen., „so glaube ich, wir sind noch gar nicht auf dem rechten Wege gewesen."

„Ich," sagte Buckley, „komme allmälig auch auf den Gedanken, daß wir bedeutend von unserem Wege abgekommen sind. Ich möchte nur wissen, was wir gedacht haben."

„Dummes Zeug haben wir gedacht, weiter nichts," sagte die erzürnte alte Dame.

„Na, laßt das nur gut sein, Mutter," sagte Louise; „hast Du wohl jemals so prachtvolle Felsen gesehen?"

„Was kann mir das helfen?" sagte die alte Dame, die sich aus Naturschönheiten sehr wenig machte.

Die Umgebung war jetzt in der That erhaben. Nichts hinderte die freie Aussicht und eine mächtige Kette Schneegipfel stieg vor uns empor und glühete in dem hellen Glanz eines wolkenlosen Himmels. Unmittelbar darunter und zwischen zwei mit Tannen bedeckten Bergrücken lag der See, im Sonnenschein schimmernd, mit seinen Ufern von gelben Sand, während das hellgrüne Laubwerk der Espenwäldchen gegen die düstere Majestät der schattigen Tannen abstach.

Nach einer langen Discussion ward beschlossen, daß wir wieder bis an den Fuß des Südpasses zurückkehren und dann das Thal betreten sollten, welches unmittelbar mit dem Green River zusammenhing und von da sich südlich neigend direct nach dem Bear River führte, der sich in den großen Salzsee ergoß. Ein halb civilisirter Indianer vom Stamme der Schwarzfüßler, der unter den Hügeln dem Biberfang nachgegangen war und unsere Feuer gesehen hatte, kam in das Lager und erbot sich, unser Führer zu sein. Brigham weigerte sich anfangs, auf sein Anerbieten einzugehen, aber unsere Leute begannen zu murren und er mußte nachgeben. Unser Mißgeschick ward hauptsächlich durch diesen starrköpfigen Propheten herbeigeführt, der sich Harmer fortwährend widersetzte und seine angeblichen Offenbarungen zu unserer alleinigen Richtschnur machen wollte.

Einunddreißigstes Kapitel.

Das Bear River-Thal.

Während unserer langen Reise habe ich keine Gelegenheit gehabt, von Mrs. Cook oder Irenen, der geistigen Gemahlin Smith's, zu sprechen. Die Erstere schloß sich nach dem Tode der armen Mrs. Murray nunmehr ungehindert an deren Gatten an. Man erzählte sich jedoch, daß sie sich häufig zankten und daß es sogar zuweilen zu Thätlichkeiten kam. Gewiß ist, daß unerlaubte Verbindungen stets ein unglückliches Ende nehmen und deshalb legte sie, als Mr. Murray ebenfalls starb, die äußerste Gleichgültigkeit an den Tag.

Nach diesem Ereigniß ward sie außerordentlich intim mit Irenen, welche sehr stolz that und sich nicht wenig darauf einbildete, daß sie die Reliquien Smith's in ihrer Verwahrung und Obhut hatte. Alle drei bis vier Tage wurden die kostbaren Kleider herausgebracht und gelüftet und dann unter Moschus- und Ambraduft wieder in ihr Behältniß gelegt. Dabei zeigte Irene stets eine stolze unzufriedene Miene, sprach sehr wenig mit irgend Jemandem und betrachtete Brigham's Frauen offenbar mit keineswegs günstigen Augen. Sie weigerte sich unbedingt, ihnen mit irgend welchem Respekt zu begegnen und bemerkte, daß die noch lebende Wittwe des Vaters des Mormonismus eher Huldigung empfangen müsse. Es ward darüber hin- und hergewitzelt und dann nichts weiter davon gesprochen.

Es befand sich jedoch in unserm Lager ein Mann, ein Aeltester, welcher sich vom Anfang an der Erwählung Brighams zum Anführer und zeitlichen Oberhaupt der Kirche widersetzt hatte. Das Gerücht behauptete, er habe selbst nach dieser Würde getrachtet und sei, da ihm dies fehlgeschlagen, neidisch und boshaft gegen seinen glücklichen Nebenbuhler geworden. Wie denn nun auch sein mochte, so war er jedenfalls gegen Brigham das gewesen, was Mardochai, der an des Königs Thore saß, gegen Haman war und weigerte sich, ihm die äußere Huldigung zu erweisen, von der sein Herz nichts wissen wollte. Ohne Zweifel war dies außerordentlich unangenehm auf Jemand, der so hartnäckig auf seine Würde und Ehre hielt, aber er war dabei doch so klug, einzusehen, daß er, wenn er davon Notiz nähme, eine Strafe aussprechen müßte, die, wie er recht wohl wußte, seinem Feinde erst ein rechtes Gewicht verleihen würde.

Lawrence gab seinen Groll und Widerwillen auf tausend verschiedene Weisen zu erkennen, obschon es schwierig gewesen

wäre, mit schlichten Worten etwas Tadelnswerthes darin aufzustechen. Jeder intelligente Beobachter weiß indessen, daß fast jede Leidenschaft oder Erregung der menschlichen Brust auch ohne Worte ausgedrückt werden kann. Wer hat nicht Gleichgültigkeit und Widerwillen so gut wie Liebe und Zärtlichkeit in dem Blicke des menschlichen Auges gelesen? Und wie viel kann in einem Achselzucken, in dem Ton der Stimme liegen? Welcher Haß, welche Bosheit läßt sich in die glattesten Worte kleiden und wie weit empfindlicher ist dann die Beleidigung, als wenn sie auf ungeschminkte directe Weise erfolgt!

Dabei war Lawrence außerordentlich schlau und diplomatisch und affectirte eine Schweigsamkeit und Zurückhaltung, die seinem Charakter gänzlich fremd war. Er hielt sich stets im Hintergrunde, sagte wenig, nahm keinen Theil an Besprechungen oder Streitigkeiten und unterhielt mit Niemand Bekanntschaft, ausgenommen mit Irenen. Und doch konnten Wenige, die in die unergründliche Tiefe seines Auges blickten oder seine gedankenvolle Stirn betrachteten, sich des Verdachts erwehren, daß unter diesem glatten Aeußern das verhaltene Feuer einer vulkanischen Leidenschaft verborgen war.

In der letzten Zeit hatte er Irenen mehr als gewöhnlich Aufmerksamkeit erwiesen. Sie hatten lange Conferenzen, machten lange Spaziergänge und schlossen sich bei allen Gelegenheiten an einander an. Mrs. Cook nahm, obschon Irenens Freundin und Gefährtin in seinen Augen offenbar einen sehr untergeordneten Platz ein.

Mrs. Bradish, welcher so leicht nichts entging, bemerkte dies auch und kam bald zu einem bestimmten Schluß. Eines Tages trat sie in unser Zelt und rief: „Verlassen Sie sich darauf, Mr. Ward, mit Lawrence und Irenen steht es nicht richtig.“

„Was meinen Sie?"

„Genau kann ich es noch nicht sagen, aber die Zeit wird es schon entwickeln."

„Daß er eine Frau sucht, scheint mir etwas sehr Natürliches zu sein."

„Und die Mitra?"

„Ich glaube kaum, daß er darauf Absichten hat."

„Wohlan, wir werden sehen. Nach meiner Meinung," fuhr Mrs. Bradish fort, „hat Brigham einen großen Fehler begangen, daß er nicht Irenen selbst geheirathet hat. Ich sagte es ihm damals gleich. Sie ist ganz außerordentlich ehrgeizig und da sie in einem so nahen Verhältnisse zu dem ersten Propheten gestanden, so glaubt sie sich berechtigt, auch bei dem zweiten einen entsprechenden Platz auszufüllen."

„Ist es denn schon zu spät?"

„Ja wohl."

„Glauben Sie?"

„Ich weiß es. Gestern theilte ich ihm meiner Pflicht gemäß meinen Argwohn mit. Er that, als ob er kein großes Gewicht auf die Sache legt, obschon ich sah, daß sie ihm durchaus nicht einerlei war. Als ich Irenen und ihr früheres Verhältniß zu dem hochseligen Propheten erwähnte, lächelte er und fragte, ob ich glaube, daß Irene sich durch seine Vernachlässigung beleidigt fühle, welche Frage ich natürlich bejahete.

„Wohlan," antwortete er selbstgefällig, „der Himmel hat mir schon drei Frauen geschenkt und wenn wir in dem gelobten Lande anlangen, gedenke ich noch eine zu ehelichen; um aber alle Schwierigkeiten zu beseitigen, gedenke ich mich auch um Irenens Hand zu bewerben."

„Es ist zu spät," entgegnete ich. „Sie würde Sie ganz gewiß zurückweisen?"

Er sah mich erstaunt an.

„Jetzt ganz gewiß," fuhr ich fort; „vor vier oder fünf Monaten wäre es freilich etwas Anderes gewesen."

„Ich sah, daß er sich ein wenig verletzt fühlte. Er antwortete: „Wohlan, wir werden sehen." Und damit ging er fort. Und er sah wirklich. Noch denselben Abend ging er zu ihr und bat sie, sein Weib zu werden.

„Und sie wies ihn ab?" fragte Mr. Ward."

„Ja wohl, mit Verachtung."

„Brigham hatte sich den Groll mehrerer von unserer Gesellschaft zugezogen," sagte Mr. Ward. „Er ist in der That auch sehr egoistisch und hartnäckig."

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß ein wenig gemurrt ward, als wir den Rückweg antraten.

„Ich dachte mir es gleich," sagte Harmer, „daß wir vom richtigen Wege abgekommen wären, da aber der Prophet auf seine Offenbarungen pochte, so dachte ich, es könnte nichts schaden, wenn er einmal sähe, wohin sie ihn führten."

Fanny Simpkins versicherte, ihr sei es ganz einerlei. Ethlin, deren Geliebter fortwährend an ihrer Seite war, konnte es auch gleich sein, aber die Andern wollten auch nicht einen einzigen Tag umsonst gereist sein. Brigham war bis jetzt gewohnt gewesen, unsere Richtungen anzugeben, obschon er sich nach seinem Bruche mit Harmer nach seiner Kenntniß des Landes gerichtet hatte, die aber ebenfalls ziemlich beschränkt war.

Der Indianer machte sich gegen eine bedeutende Entschädigung anheischig, unser Führer nach dem Bear River-Thal zu sein. Er war ein langer riesiger Kerl, der ein wenig Englisch sprach und vor den Weißen große Achtung zu haben vorgab. Obschon er seine Pflicht treulich erfüllte, den Weg

zeigte und Hindernisse beseitigen half, so sahen doch viele der eifrigeren Mormonen eine große Demüthigung darin, daß sie genöthigt wären, von dem Beistande eines Heiden und Götzendieners Gebrauch zu machen. Irene ließ es sich sehr angelegen sein, dergleichen Ideen zu verbreiten und ihnen das Wort zu reden. Lawrence sagte nichts, wenigstens nicht öffentlich, obschon die Beiden mehrere lang andauernde geheime Besprechungen mit einander hatten. Endlich kam die Nacht heran, wir schlugen unser Lager auf und bereiteten das Abendessen. Während wir aßen, ließ sich plötzlich ein lautes wildes Gekreisch hören. Ich sprang sogleich auf meine Füße, eilte hinaus und begegnete Emily, die mir eben melden wollte, daß Lawrence todt sei. Sie sagte, er sei ganz plötzlich gestorben, nachdem er Irenen mitgetheilt, daß ein solches Ereigniß ihn erwarte und sie aufgefordert, ihn in den heiligen Gewändern Smiths aufs Paradebett zu legen, weil eine Offenbarung ihm gesagt habe, daß er auf diese Weise wieder zum Leben erweckt werden würde.

Ich war hierüber durchaus nicht erstaunt. Ich hatte ja so viel Trug und Gaukelei mit angesehen, daß ich mich über nichts mehr wundern konnte, obschon ich neugierig war, welche neue Phase der Täuschung in der Entwickelung begriffen sei.

„Das Complott geht seiner Reife entgegen," sagte Mrs. Bradish, als sie von diesem Vorfalle Kenntniß erhielt. „Ich möchte den Todten sehen — wo ist er?"

„In jenem Zelt dort, bei Irenen," sagte einer der Umstehenden.

Mrs. Bradish besuchte den Todten, kam aber bald wieder zurück.

„Er ist eben so wenig todt als ich," sagte sie. „Er hat sich in einem Zustand von Erstarrung oder Betäubung ver-

setzt. Es kann dies ein Jeder, wer da Lust hat, obschon es wahrscheinlich Manchem leichter wird als Andern."

„Ich habe noch nie etwas davon gehört."

„Ich habe davon gehört und es auch gesehen," antwortete sie. „Ich kannte einmal einen Mann, welcher wettete, er wolle sterben und wieder zum Leben erwachen.

Einige lachten, Andere entsetzten sich vor seiner Gottlosigkeit und Anmaßung, wie sie es nannten. Ich beschloß ihn genau zu beobachten. Er ließ seine Matratze herbeibringen, legte sich auf den Rücken, faltete die Hände über der Brust und verhielt sich dann vollkommen still. Nach einigen Minuten trat eine auffallende Veränderung mit ihm ein, der Puls ward immer langsamer, das Herz schlug matter und der Athem ward kürzer und kürzer, bis er endlich ganz aufhörte. Nun wurden Arme und Beine kalt und steif, die untere Kinnlade sank herab, die Augenlider öffneten sich und zeigten die aufwärtsgekehrte Pupille und alle Symptome waren die des Todes."

„Machte dieser Anblick keinen furchterregenden Eindruck auf Sie?"

„Ich war allerdings überrascht und erstaunt, um so mehr als nachdem der Mann vier bis fünf Stunden in diesem Zustande gelegen, sich unverkennbare Zeichen des wiederkehrenden Lebens einstellten. Das Gesicht, welches aschenhaft gewesen, bekam allmälig seine natürliche Farbe wieder, die Augen öffneten sich langsam und das Athmen ward regelmäßig. Hierauf erholte er sich sehr rasch, setzte sich in die Höhe und verlangte etwas zu essen. Auf Befragen antwortete er, er könne sich in diesen Zustand zu jeder Zeit und blos durch seine Willenskraft versetzen."

„Aber welche Veranlassung könnte Lawrence haben, dieses merkwürdige Experiment nachzuahmen?"

„Als was würden Sie wohl einen von den Todten Auferstandenen betrachten?"

„Als etwas Wunderbares und Merkwürdiges, als etwas, was man achten und respectiren müßte."

„Dies ist eine hinreichende Erklärung seiner Beweggründe. Er verlangt, daß die Kleider Smith's ihm angelegt werden, um dadurch seinem Erwachen den Anstrich eines Wunders zu geben. Dann wird er die wunderbaren Scenen erzählen, die er durchgemacht und die überraschenden Offenbarungen, die ihm geworden sind. Auf diese Weise wird er die Popularität erlangen, die er begehrt und ich fürchte sehr, daß dies zu einer Spaltung in unserer Kirche führen werde."

„Eine solche könnte man zum Theil verhüten, wenn man sich weigerte, die Anlegung der geheiligten Gewänder Smith's zu gestatten," sagte Mr. Ward. „Ich glaube aber kaum, daß Brigham meinen Worten Gehör schenken würde."

„Ich frage nicht darnach, ob er mir Gehör schenkt oder nicht, sondern ich werde ihm sagen, was ich denke," entgegnete Mrs. Bradish und entfernte sich.

Es dauerte nicht lange, so kam sie wieder.

„Nun, was haben Sie ausgerichtet?" fragte ich.

„Nachdem ich Brigham von meinem Verdacht in Kenntniß gesetzt, begab er sich in das Zelt, wo Lawrence lag. Mrs. Cook saß schluchzend zu seinen Füßen und Irene verhüllte ihr Gesicht mit einem sehr auffallend trockenem Taschentuch. Eine große Anzahl Volkes und mehrere Aelteste standen oder saßen ringsherum. Die heiligen Gewänder waren aus ihrem Behältniß herausgenommen und an die Luft gehangen worden, um später dem Todten angelegt zu werden, wie er es verlangt

hatte. Ohne ein Wort zu sagen, ging Brigham in das Zelt, wo die versammelte Gesellschaft sich unwillkührlich vor ihm verneigte, welchen Gruß er stolz und nachlässig beantwortete. Hierauf ging er stracks auf die Gewänder zu, ergriff sie und trug sie fort, ehe noch die Zuschauer recht wußten, was er that. Er wußte recht wohl," fuhr sie fort, „daß er auf keine andere Weise dazu gelangen würde. Es wird ihnen schwer werden, ihn zu überlisten."

„Schickte man denn später nach den Kleidern?"

„Ja wohl that man es und Irene ging selbst und schmeichelte, drohete und schalt, aber alles vergebens."

„Er wollte sie nicht herausgeben?"

„Durchaus nicht; er sagte, diese Gewänder wären Eigenthum der Kirche und nur er als Oberhaupt der Kirche sei der rechtmäßige Hüter und Bewahrer. Sie raste und tobte nun wie eine Furie, nannte ihn einen Dieb und verlangte zu wissen, mit welchem Rechte er sich weigere, die wunderthätige Kraft der Gewänder erproben zu lassen."

„Und was sagte Brigham?"

„Gar nichts. Er saß vollkommen ruhig und gesammelt und las in seiner Bibel als wenn er gar nichts bemerkte."

„Nachdem Irene alle Anstrengungen umsonst aufgeboten, kehrte sie in das Zelt zurück und wachte neben dem Schlafenden. Am nächsten Morgen begann er, genau wie Mrs. Bradish vorhergesagt, langsam wieder aufzuleben, aber der Mangel der heiligen Gewänder raubte diesem Wiedererwachen den Charakter eines Wunders, obschon dies ihn nicht abhielt, eine wunderbare Vision zu erzählen, in welcher er behauptete, Smith gesehen und von ihm die Mittheilung erhalten zu haben, daß der Gründer des Mormonismus sehr betrübt darüber sei, die Angelegenheiten der Kirche in so ungeeigneten Händen

zu sehen, weshalb er ihn, Lawrence, beauftragt habe, die Heiligen zu dem Ziele ihrer Bestimmung zu führen. Diese Verkündung aber war augenscheinlich verfrühet, denn Niemand unterstützte ihn in diesem Anspruche oder schien darauf vorbereitet, ihn als Führer anzuerkennen. Von allen Seiten hieß es: „Nein! Nein! Du bist nicht der rechte Mann! Du kannst unser Führer nicht sein."

„Was Gott gereinigt hat, das dürft Ihr nicht als gemein oder unsauber betrachten," sagte er; „meine Vision! meine Wiedererweckung zum Leben!"

„Welchen Beweis haben wir dafür?"

„Ich habe im Himmel gehört, daß Sehen so viel sei als Glaube," antwortete er. „Eine große Anzahl Menschen sind Zeuge meines Todes gewesen und jetzt stehe ich hier vollkommen wieder zum Leben erwacht."

„Das ist nichts als Trug und Täuschung — wir haben schon von dergleichen Dingen gehört."

Mrs. Bradish hatte sich angelegen sein lassen, der ganzen Gesellschaft mitzutheilen, daß ein derartiger Scheintod nach Willkühr herbeigeführt werden könne und nur ihre Kenntniß und Voraussicht hatte wahrscheinlich jetzt die Kirche der Mormonen vor einer Revolution, in so weit als ein neues Oberhaupt in Frage kam, bewahrt und Brigham es möglich gemacht, seine hohe Stellung in der Hierarchie zu behaupten.

Erfüllt von Dankbarkeit und wahrscheinlich meinend, daß solchem Dienste eine ausgezeichnete Belohnung gebühre, besuchte er sie an diesem Abend und stattete ihr seinen Dank ab. Nach einer langen Einleitungsrede sagte er:

„Es giebt blos einen Lohn, den ich Ihnen bieten kann und der dem wichtigen Dienste angemessen ist, den Sie mir

geleistet haben. Trotzdem aber ist es ungewiß, ob dieser Lohn Ihren Beifall hat oder nicht."

Mrs. Bradish sah ihn verwundert an, bemerkte aber endlich, daß sie einen Lohn weder wünsche noch erwarte, denn sie habe nur nach dem Bewußtsein der Pflicht gehandelt und sei mit dem Beifall ihres eigenen Gewissens vollkommen zufrieden.

„Das klingt wohl sehr schön für Sie, Madame; aber ich kann mich damit nicht begnügen. Ich mag Niemandem Verbindlichkeiten schuldig bleiben. Es geziemt mir nicht und deshalb muß ich Ihnen wenigstens ein Anerbieten machen."

„Ein Anerbieten?" sagte die Dame; „was für ein Anerbieten?"

„Ein Heirathsanerbieten."

„Wen soll ich heirathen?"

„Wen anders als mich?" antwortete er; „aber ich sehe schon, Sie verschmähen mich."

„Durchaus nicht, mein werther Herr," sagte sie, indem sie ihm ihre Hand bot. „Und dennoch zweifle ich, ob eine Heirath zwischen uns zu unser beider Glück viel beitragen würde. Sie haben ja schon drei Weiber.

„Und dies sollte für Sie eher ein Grund zur Einwilligung sein als etwas anderes."

Mrs. Bradish lächelte bedeutsam.

„Ich fürchte," sagte sie, „daß mein Eintritt in Ihren Haushalt von den gegenwärtigen Mitgliedern desselben eben nicht willkommen geheißen werden würde."

„Und was thut das?" entgegnete er. „Sie werden die Erste und Größte unter ihnen sein."

„Nein, dieses Vorrecht gebührt der ersten Frau."

„Der Gatte hat das Recht, es der zu verleihen, der er es verleihen will."

„Der Gatte kann sich dieses Recht anmaßen, nach meinem Dafürhalten aber ist eine solche Anmaßung ein großes Unrecht."

„Der Mann ist das Haupt des Weibes und ihr zeitliches und ewiges Heil hängt nur von ihm ab."

Mrs. Bradish schien, obschon sie dieselbe Lehre mir und Andern gepredigt hatte, doch die Anwendung derselben auf sich selbst nicht gestatten zu wollen. Sie fing an zu lachen und sagte:

„Sie sehen, guter Bruder, daß wir selbst in einer kurzen Unterredung uns nicht einigen können und obschon ich mich durch Ihre gute Meinung sehr geschmeichelt fühle, so muß ich dennoch Ihren Antrag entschieden und sofort ablehnen."

„Nun, dann habe ich wenigstens meine Dankbarkeit an den Tag gelegt," sagte er.

„Ganz gewiß! ganz gewiß! Das wird Niemand streitig machen."

„Und wir werden Freunde bleiben wie zeither."

„Ich hoffe es."

Und die Beiden trennten sich weit glücklicher, als wenn wirklich ein näheres Bündniß zwischen ihnen zu Stande gekommen wäre.

Nach einem etwas beschwerlichen Marsche über ein sehr unebenes Terrain kamen wir endlich in trockne, kahle, uninteressante Ebenen. Hier stießen wir auf eine Wagenspur, welche wie unser Führer uns mittheilte, direct nach dem großen Salzsee durch ein gutbewässertes Land führte, in welchem es schöne Waldungen und Wild im Ueberfluß gab. Unser indischer Führer, dessen Kenntniß des Landes weit genauer und

umfassender war als die Harmer's oder Buckley's oder beider zusammengenommen, erzählte uns viele abenteuerliche schöne Geschichten von den verschiedenen Flüssen mit ihren bewaldeten Inseln und rauschenden Stromschnellen. Wir kamen unter seiner Leitung rasch vorwärts und betraten endlich die Hochebene, welche mit der Utah-Gebirgskette endet. Nach einer mehrtägigen Wanderung, während welcher nichts Bemerkenswerthes sich ereignete, passirten wir einen ziemlich hohen Gebirgskamm und stiegen dann unmittelbar in das malerische Thal des Bear-River hinab. Von dem Gipfel dieses Passes genossen wir eine ausgedehnte Aussicht, über ein unebenes Land, dessen schroffes Aussehen durch die nebelige Witterung noch bedeutend erhöht ward. Der Aufgang zu dem Gipfel des Passes gleicht in vielen Beziehungen dem Paß der Alleghanies und der Niedergang auf der westlichen Seite war, obschon etwas steil, doch ziemlich gut.

Wir kamen nun in eine Region, welche für uns ungewöhnliches Interesse hatte. Wir waren nun in dem Gelobten Lande der Mormonen, in der Heimath der Gläubigen, wo diese vor den Uebergriffen der Heiden sicher waren, in dem heiligen Lande, wo die Frommen ein Königreich errichten und wo Christus herabsteigen sollte, um uns die Freuden seiner tausendjährigen Herrschaft zu bringen. Alle unerquicklichen Gedanken gingen unter in der freudigen Erwartung, des nun so bald bevorstehenden Endes unserer Reise. Brigham's Irrthümer und Mißgriffe wurden vergeben und vergessen und der gute Indianer erhielt einen ihn völlig zufriedenstellenden Beweis unserer Dankbarkeit.

Abgesehen von diesen Erwägungen besaß aber der große Salzsee für mich auch noch ein anderes außerordentliches Interesse. Er war einer der hervorragendsten Punkte in der

„Ich sehe darin nichts Unrechtes," sagte Charley Moore. „Die Voraussetzung ist eine vollkommen natürliche."

Die alte Dame schien jedoch zu glauben, daß wir sie zum Besten hätten und entfernte sich daher. Gleich darauf kam ein kleines Mädchen, die Tochter einer Frau in unserer Gesellschaft, welche eine von Brighams Gemahlinnen bediente, mit einem Briefe an Emily. Ich beobachtete ihr Gesicht und bemerkte, daß, als sie aufstand, um den in dem Briefe enthaltenen Rufe zu folgen, sie außerordentlich aufgeregt zu sein schien. Harmer bemerkte dies ebenfalls, ihre Augen begegneten sich und sie drückte ihm den Brief in die Hand.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Andere Einwanderer.

Das Thal des Bear River ist drei bis vier englische Meilen breit und auf beiden Seiten von Gebirgen eingeschlossen, welche steil von der Ebene emporsteigen. Es erinnerte eben durch diese Abgeschlossenheit von der Welt fortwährend an das Glückliche Thal, wo die Könige von Abyssinien ihr Leben in endlosen Genüssen zubrachten. Diese Berge waren theils kahl und nackt, theils auch mit dunklen Tannenwäldern bewachsen. Zuweilen kam ein kleiner Strom ein schmales, fruchtbares und malerisches Thal herab und zuweilen stürzten Gießbäche ungestüm über die Felsen herunter. Musethiere und Antilopen waren in großer Menge vorhanden und einige der Jäger stießen plötzlich auf eine Spur von Wagen

und Pferden, woraus wir ersahen, daß eine andere Gesellschaft Auswanderer ebenfalls diesen Weg gezogen war.

„Das sind Glaubensgenossen von uns gewesen," sagte Brigham, „gepriesen sei der Herr!"

„Davon bin ich noch nicht überzeugt, obschon es der Fall sein kann," sagte Mrs. Bradish.

Als wir eine kleine Anhöhe hinter uns hatten, erblickten wir plötzlich die Wanderer. Sie hatten sich in einer angenehmen Gegend gelagert und gegen Einbruch der Nacht hatten wir sie erreicht. Sie waren, wie unser Oberhaupt richtig vermuthet, wirklich Mormonen, die ebenfalls nach dem Gelobten Lande zogen. Die Begegnung war natürlich eine sehr freudige und die nun vereinten Gesellschaften sangen ein inbrünstiges Hallelujah. Sie waren einen Monat später als wir von St. Louis aufgebrochen und wir erfuhren dadurch, wie weit wir vom richtigen Wege abgekommen waren. Sie theilten uns mit, daß noch andere Gesellschaften von Auswanderern und zwar größtentheils ebenfalls Mormonen in einem nicht weit entfernten schönen Thale ausruheten und daß sie sich mit denselben zu vereinigen beabsichtigen.

Unsere Gesellschaft beschloß dasselbe zu thun und nachdem wir einen ungefähr fünfzig Schritt breiten klaren Fluß passirt, stiegen wir einen weiten Hohlweg zwischen zu beiden Seiten schroff ansteigenden Bergen hinauf. Einige Meilen weiter passirten wir die Spitze eines schmalen Gebirgsausläufers und kamen nun in ein Thal, dessen trauliche Schönheit unsere Herzen rührte. Mehrere Meilen längs des Flusses sah man an dem Saum des Waldes hin die Wagen der Auswanderer, deren weiße Bedeckungen im Sonnenscheine leuchteten. Sie hatten sich gruppenweise in verschiedenen Lagern gesammelt, wo der Rauch träg von den Feuern emporstieg, an welchen

die Frauen emsig beschäftigt waren, die Abendmahlzeit zu bereiten, während die Kinder sich in dem Gras herumtummelten und die Thiere ruhig weideten. Sie hatten schon seit mehreren Tagen in diesem herrlichen Thale geruht, um ihre Thiere nach ihrem langen beschwerlichen Marsch diese üppige Weide genießen und für den Rest der Reise Kräfte sammeln zu lassen.

Brigham besuchte die verschiedenen Lager und empfing die Huldigung, die man ihm als dem geistigen Oberhaupte Aller darbrachte. Er freute sich über die bedeutende Anzahl seiner Kinder, welche hier so glücklich zusammengekommen waren und verglich die verschiedenen Abtheilungen derselben mit den verschiedenen Stämmen der Israeliten. Sie waren aus mehreren Staaten herbeigekommen, aus Michigan, Indiana, Illinois und von der Biberinsel.

„Und so werden sie fortfahren zu kommen aus allen Theilen der Welt — aus Europa und Asien und von den Inseln des Meeres. Und wir wollen dem Herrn ein Königreich erbauen mit einem Tempel, in welchem alle Nationen anbeten."

Es ward vorgeschlagen, eine Versammlung unter freiem Himmel zu halten und Brigham aufgefordert, zu predigen. Er willigte ein und Alles versammelte sich um ihn — Männer, Weiber und Kinder. Die Kanzel war eine auf einem Wagen unter den sich weit hin streckenden Aesten eines dichtbelaubten Baumes errichtete Platform. Das Thema seiner Predigt war die Vielweiberei, welche er aus der Bibel und durch das Beispiel der alten Patriarchen zu rechtfertigen suchte. Sein Raisonnement war ungefähr Folgendes: Wenn es recht sei, ein Weib zu haben, so sei es auch recht, zwei oder mehr zu haben, da an und für sich unmoralische Handlungen, wie zum

Beispiel Mord, Diebstahl oder ähnliche Verbrechen auch nicht in einem einzigen Falle erlaubt sind. Das Gesetz der Vereinigten Staaten, welches jedem Manne nur eine Frau gestatte und ihm sein Recht auf mehrere abspreche, sei höchst tyrannisch. In vielen Fällen sei der Gebrauch der Vielweiberei von vielen Vortheilen begleitet, besonders in Krankheitsfällen und da, wo die Lasten des Hauswesens nicht anders als beschwerlich und mühevoll sein könnten. Da der Zweck der Ehe die Fortpflanzung des Menschengeschlechts sei, so folge daraus, daß wenn das Weib keine Kinder mehr bekäme oder außerdem nicht im Stande oder nicht willens sei, Kinder zu erziehen, es die Pflicht des Mannes werde, eine zweite Frau zu nehmen. Dies bewies er durch das Beispiel Abrahams und Jakobs. „David," sagte er, „hatte auch mehrere Frauen, und dennoch machte ihm der Herr nie einen Vorwurf darüber und wenn es damals recht war, so ist es auch jetzt noch recht."

Diese Lehre versetzte, obschon sie mir nichts Neues war, viele Frauen in Erstaunen und Bestürzung. Auf einen solchen Zustand der Dinge waren sie nicht gefaßt. Sie waren zu dem Mormonismus durch die von Smith ausgesendeten Missionaire bekehrt worden, welche Instruction hatten, nur die reine Milch des Evangeliums zu spenden, worunter er die Theile des Mormonismus verstand, welche mit den allgemein herrschenden Meinungen des Tages am meisten im Einklang standen, während das Fleisch — wie zum Beispiel Vielweiberei und geistige Ehe — Denen vorbehalten blieb, die in der Kenntniß der den Gläubigen beschiedenen Wohlthaten schon weiter waren. Es war sehr leicht zu bemerken, daß diese Theorien der Mehrzahl der Frauen durchaus nicht schmecken wollte, obschon die Männer sich darüber zu freuen

und viele geradezu zu frohlocken schienen. Nicht wenige begannen sofort ihre Blicke auf die da oder dort umherstehenden Gruppen junger, blühender Mädchen zu werfen und vier oder fünf gingen zum großen Aerger ihrer Ehehälften sofort auf diese Schönheiten zu und knüpften eine Unterhandlung mit ihnen an.

Während wir in diesem schönen Thale rasteten, verging mir die Zeit sehr angenehm. Wir waren in Tischgesellschaften eingetheilt. Drei oder vier Familien bildeten eine Tischgesellschaft, die mit einem Feuer und Küchengeräthschaften in kurzer Entfernung von ihren Zelten versehen waren. Wenn zu Essenszeiten Alles auf den Beinen war, gewährte das Lager einen sehr lebhaften Anblick. Manche kochten, Andere aßen, Andere deckten den Tisch und noch Andere, die sich etwas verspätigt hatten, zündeten erst ihr Feuer an. Es kam gar nicht selten vor, daß man ein Feuer borgte. Manche Familien besorgten ihre ganze Kocherei an geborgten Feuern.

Ein kleines blauäugiges Mädchen kam vielleicht wie ein Reh über das Gras herübergesprungen und sagte:

„Meine Mutter wünscht Euer Feuer zu borgen, um das Frühstück zu bereiten; kann sie es bekommen?"

„Ja wohl."

„Und auch Euern Topf und Theekessel?"

„Sehr gern."

„Und auch den Rost?"

„Ja wohl, mit Vergnügen."

Und das Mädchen springt wieder fort, um über den glücklichen Erfolg ihrer Sendung Bericht zu erstatten. Es dauert nicht lange, so kommt ein großer Junge in zerlumpten Hosen und mit einem Hut ohne Krämpe auf dem Kopfe mit einem Arm voll Reißholz einhermarschirt und hinter ihm drein eine

Frau in einem Sonnenhute von Gingham und einem groben Kattunkleide. Auf dem einen Arme trägt sie einen großen dicken Säugling und in der andern Hand hält sie eine Schüssel mit einigen Schnitten rohen Fleisches. Sobald sie weit genug herangekommen ist, um gehört zu werden, beginnt sie:

„Guten Morgen, Mrs. Ward, ich fürchte, daß wir Ihnen sehr beschwerlich fallen, aber es geht viel rascher, wenn man das Frühstück bei einem schon brennenden Feuer bereiten kann, als wenn man selbst eins anzünden muß. Ich sagte daher zu meinem Mann, daß, da wir uns ohnedies schon etwas verspätet hätten, ich lieber gleich herübergehen und hier unsere paar Bissen zurecht machen wollte. Haben Sie noch viel Vorrath an Kaffee?"

„Nur ganz wenig habe ich noch und gedenke diesen aufzusparen, für den Fall eins von uns krank würde."

„Na, mach daß Du fertig wirst, John, und fülle den Theekessel. Da sitz still, Kind, auf dem Grase. Nur noch wenig Kaffee haben Sie, wie Sie sagten? — Ach, zeigen Sie mir ihn doch, es wird mein Herz erfreuen, auch nur welchen zu sehn. Mein Himmel, wenn man bedenkt, wie weit es mit uns gekommen ist! Keine Bohne Kaffee und kein Körnchen Thee, so daß wir dieses Zeug da trinken müssen! Es ist wirklich zu toll — und wie haben wir sonst alles vollauf gehabt!"

„Ja, es hilft nun einmal nichts."

„Das weiß ich wohl. Da, John, häng einmal den Kessel richtig über das Feuer. Nun geh und hole die Blätter, die ich Dir gestern gab, thue sie in die Theekanne und bring sie her. Der Kessel wird bald kochen. Sei doch still, Kind, und mache nicht so viel Spektakel."

Die Auswanderer gebrauchten als Theesurrogat eine Art wilden Salbei, der ein sehr wohlschmeckendes und nahrhaftes Getränk lieferte. Die Frau hackt und bratet das Fleisch, aber ihr Kind besteht darauf, sich fortwährend bemerkbar zu machen.

„Heda, John!“ schreit die Mutter, „nimm doch einmal den Kleinen. Was, Du willst nicht? Ich werde Dir's gleich sagen! Rasch, rasch, nimm ihn, ich kann nicht von dem Fleisch weg — es würde ja verbrennen.“

John aber kommt nicht und das kleine Kind wälzt sich, schreiend wie ein Zahnbrecher, im Grase herum. Mittlerweile verzehren wir unser Frühstück — vielleicht gekochte Kamas- oder Bitterwurzel, statt des Brodes, mit gebratenem Wildpret, nämlich Musethier- oder Antelopenfleisch — und ich stehe dann auf, um „abzuräumen.“

„Brauchen Sie den Rost?“ fragte ich, indem ich meine Stimme so laut erhob, als ich konnte, denn das Kleine machte einen Mordscandal.

„Nein, ich danke,“ antwortet sie; „ich dachte, ich würde ihn brauchen, als ich fragen ließ, aber wir wollen jetzt blos unsern Thee trinken und dieses Fleisch essen und das Uebrige zum Mittagsmahl aufheben. Was hatten wir sonst für gutes Brod und an die herrlichen Pfannkuchen darf ich gar nicht denken.“

„Wir müssen allerdings jetzt sehr viel entbehren,“ sagte ich, indem ich den Rost wegnahm.

„Ach, ich hätte nicht gedacht, daß die Reise gar so weit wäre. So schweig doch, Du kleiner Schreihals! Ich möchte nur wissen, was dem Kinde fehlt. Ach, apropos, wie gefiel Ihnen denn die Predigt gestern Abend?“

„Nach meiner Meinung war sie gar nicht übel.“

„Meinem Manne hat sie auch gefallen. Er schien sich sehr darüber zu freuen und sagte, ehe noch ein Monat um wäre, würde er sich auch noch eine Frau nehmen."

„Noch eine?" antwortete ich ihm: „ich dächte, Du hättest genug zu thun, um eine zu versorgen."

„O, ich will, daß sie mich versorgen," antwortete er lachend.

„Na," sagte ich, „wenn Du noch eine nimmst, dann mache ich keinen Finger mehr für Dich krumm."

„O das wirst Du schon; Du wirst mit der Andern wetteifern und es ihr in Allem zuvorzuthun suchen."

„Das glaube ja nicht," sagte ich — „doch da habe ich geplaudert und am Ende mein Fleisch verbrennen lassen. Ich glaube, es ist gerade gut."

Und mit diesen Worten warf sie das Fleisch in die Schüssel, hob ihren Kleinen, der sich endlich ausgeschrieen, aus dem Grase auf und ging ihres Weges.

Solche Scenen wiederholten sich hundertfach in dem ganzen Thale. Fleischschnitten wurden auf unendlich verschiedene Weise zubereitet oder auch ohne alles Gewürz oder andere Zuspeise gegessen. Hier bemühte sich eine Gruppe aus Leibeskräften, eine gekochte wilde Gans zu kauen, und dort schmauste eine andere, nach Türkenart auf dem Grase sitzende Gesellschaft ein Lendenstück von einem Musethier. Einige holten Wasser aus dem Flusse, Andere Holz aus dem Walde, Manche unterhielten sich über Politik oder über die zeitliche Herrschaft Christi, während noch Andere Vermuthungen über die Beschaffenheit des Bodens und dessen Verwendbarkeit zu landwirthschaftlichen Zwecken anstellten.

Das Frühstück war in der Regel sehr bald zu Ende, denn es gab wenig zu kochen und folglich auch wenig zu essen. Nach-

dem dies geschehen, machten die Männer einen Ausflug über die Berge, um das Land zu erforschen, wobei einige ihre Büchsen, andere ihre Fischgeräthschaften, manche aber auch gar nichts mitnahmen. Die jungen Leute vertrieben sich die Zeit damit, daß sie auf den Wiesen umherschlenderten und nach eßbaren Wurzeln suchten. Lawrence und Irene machten Arm in Arm einen langen Spaziergang, um, wie Mrs. Bradish sagte, neues Unheil auszubrüten, während die Frauen sich in Gruppen zusammenstellten, von ihren Kindern schwatzten, ihre Ansichten über die schon mehrmals erwähnte Predigt austauschten oder allerhand Neuigkeiten auftischten, denn kein Leben ist der Klatscherei günstiger, als das, welches wir zeither geführt.

„Was Sie da für ein schönes Kind haben, Mrs. Dallas," sagte eine jener Frauen, vor denen ich mich stets fürchte, nämlich die so freundlich und glatt aussehen und dabei doch eine Tigernatur im Herzen tragen.

„Es ist acht Monate," sagte Mrs. Dallas, „und hat schon vier Zähne."

„Vier Zähne! Ein herrlicher Junge! Wirklich, wie man selten einen sieht! Ich bin eine große Freundin schöner Kinder."

Der kleine Dallas war eines der häßlichsten Kinder, die es geben kann, und hatte kleine graue Augen, eine Stumpfnase und rothes Haar. Selbst seine eigene Mutter hatte ihn noch nicht schön gefunden.

„Ihr Mann braucht nicht daran zu denken, noch eine Frau zu nehmen, so lange Sie ihm so schöne Kinder schenken."

Die Frauen saßen auf einer niedrigen Bank.

„Mein Mann sollte noch eine Frau nehmen!" rief Mrs. Dallas zusammenfahrend. „Denkt er denn an so etwas?"

„Ich glaube, nachdem er diese Predigt angehört, kann er gar nicht umhin, daran zu denken. Ich danke dem Himmel, daß ich Wittwe bin."

„Ich kann nicht glauben, daß mein Mann mich jemals auf diese Weise beleidigen wird, denn es wäre in der That eine Beleidigung, nicht wahr?"

„Eine Beleidigung? Das wollte ich meinen."

„Schon der Gedanke daran preßt mir Thränen aus," sagte Mrs. Dallas und fing an zu weinen.

„Ich weiß natürlich nicht, ob Ihr Mann so etwas thun wird, aber ich würde mich nicht wundern, wenn er es thäte," sagte die Unglücksprophetin, forderte dann das Kind auf, seine Mutter zu trösten, und Mrs. Dallas, sich nicht zu sehr zu grämen, und ging fort.

Mrs. Dallas war eine von jenen Frauen, die stets etwas Uebles fürchten und es oft selbst herbeirufen. Sie liebte ihren Gatten sehr und die Worte jener heuchlerischen Freundin erfüllten ihr Gemüth mit den schrecklichsten Befürchtungen. Als Mr. Dallas von der Jagd zurückkehrte, sah er Thränen in ihren Augen. Sie bemühte sich vergebens, dieselben zu verbergen, und er suchte die Ursache derselben zu ermitteln. Aber all seine Zärtlichkeit und Liebkosungen waren vergebens. Sie wollte nicht die Erste sein, die ihm ihre bange Befürchtung mittheilte, und endlich ging er sehr unzufrieden und verstimmt fort.

Man darf indessen nicht glauben, daß alle Frauen sammt und sonders ähnliche Ansichten über die Vielweiberei gehabt hätten. Einige erklärten, sie seien vollkommen damit einverstanden, wenn ihre Männer das ihnen zugesprochene Vorrecht benutzten und sich noch mehr Weiber nähmen. Andere sagten, sie wüßten nicht, was sie davon denken sollten, obschon aller-

dings die Mehrzahl mit der ganzen Sache nichts weniger als zufrieden war.

Als die jungen Leute vom Wurzelnsammeln zurückkehrten, fand sich Emily in unserm Zelt ein. Ich sah, daß sie geweint hätte, und fragte nach der Ursache. Anfangs zögerte sie, aber ein wenig Zureden überwand ihr Widerstreben und sie begann:

„Wahrscheinlich wissen Sie schon, daß ich einen Brief von Brigham erhielt."

„Allerdings weiß ich, daß Sie einen Brief erhielten, und vermuthete sogleich, daß er von ihm sei."

„Wohlan, er forderte mich darin auf, sofort zu ihm zu kommen, weil er mit mir über einen Gegenstand von der größten Wichtigkeit zu sprechen wünschte. Ich errieth, was der Zweck dieser Unterredung sein werde, und machte mich auf eine Scene gefaßt.

„Der Papst der Mormonen saß in einem großen Polsterstuhle, von allen Emblemen seiner Würde umgeben. Er trug ein langes, weißes Gewand, gestickte Pantoffeln und eine Mitra, unter welcher sein widerwärtiges Gesicht sich sehr unvortheilhaft ausnahm. Seine Frauen verließen bei meinem Eintreten das Gemach und er winkte mir, auf dem Schemel zu seinen Füßen Platz zu nehmen. Ich sank darauf nieder und war froh, dem stechenden Blick seiner Augen ausweichen zu können, denn sein ganzes Gesicht glühte wie ein Augustmittag.

„Du bist sehr reizend," sagte er, indem er endlich das Schweigen brach und, meinen Kopf an sein Knie ziehend, mich zu küssen versuchte. Ich fuhr vor seiner Berührung zurück, wie vor dem Biß einer Schlange, stand auf und bat ihn, mich von dem Gegenstand, den er mir mitzutheilen gewünscht, in Kenntniß zu setzen, damit ich mich bald wieder entfernen könne.

„Entfernen?" sagte er; „nein, Reizende, Deine Heimath ist hinfort bei mir."

„Nein, Sir," antwortete ich, „da irren Sie sich."

„Sein Antlitz verdunkelte sich von unterdrückter Leidenschaft. „Es ist mein Wille, Dich zum Weibe zu nehmen," sagte er.

„Aber mein Wille ist nicht, Sie zum Gatten zu nehmen; Sie haben schon Frauen genug."

„Nicht so viel, als ich zu haben wünsche und übrigens ist mir auch offenbart worden, daß ich Dich heirathen soll."

„Mir aber ist nichts der Art offenbart worden und so lange dies nicht der Fall ist, muß ich auch dabei beharren, Ihren Antrag abzulehnen."

„Er schien über meine Kühnheit, mich mit ihm auf gleiche Stufe zu stellen, sehr zu erstaunen und es lag in seinem Gesicht ein Ausdruck und in seinen Augen ein Blick, der mir Schaudern einflößte."

„Und haben denn Frauen auch Offenbarungen über dergleichen Dinge?" sagte er nach einer kleinen Pause.

„Ich glaube es. Ich kenne keinen Grund, weshalb sie keine dergleichen Offenbarungen haben sollten."

„Ich sehe schon, Du bedarfst Belehrung," sagte er.

„Und ich werde mich freuen, Belehrung zu erhalten, dafern sie nur von der rechten Art ist."

„Und wer soll dies beurtheilen?"

„Ich selbst."

Er schüttelte ernst das Haupt und sagte: „Deine Seele ist in Gefahr."

„Und die Ihrige kann es, so viel ich weiß, auch sein."

Ich fürchtete ihn jetzt nicht mehr, sondern haßte ihn.

„Das ist nur Thorheit von Dir," sagte er endlich. „Bist Du mein Weib, so ist Dein zeitiges und ewiges Heil gesichert. Du bist sicher vor der Macht des Teufels und jeder Gefahr enthoben, jemals zu straucheln. Nur um Deines eigenen Besten willen wünsche ich dies und nun weigerst Du Dich?"

„Ja, ich weigere mich."

Wieder verdunkelte sich sein Antlitz und er fragte:

„Weißt Du nicht, daß ich die Macht besitze, Dich zum Gehorsam zu zwingen? Daß Niemand, und ganz besonders kein Weib, meinem Willen ungestraft widerstrebt?"

„Aber es haben schon mehrere Frauen Ihrem Willen widerstrebt — Irene, Mrs. Bradish."

„Schweig, sag' ich, und nenne nicht diese Namen," rief er; „dies waren andere Fälle. In Bezug auf diese ward ich blos durch die Räthlichkeit zu meiner Handlungsweise bestimmt, aber Dich habe ich lieben gelernt."

Und er versuchte meine Hand zu ergreifen.

Ich entzog sie ihm.

„Ich sehe schon wie es ist," sagte er. „Harmer hat Dich in sein Netz gelockt, ist es nicht so?"

„Mit welchem Rechte fragen Sie mich? Ich bin nicht hierher gekommen, um zu beichten. Wenn das wichtige Geschäft, von welchem Sie sprachen, sich darauf bezieht, so werden Sie mir erlauben, mich zu entfernen."

„Nicht eher, als bis Du geantwortet hast."

„Wohlan denn, er hat mich nicht verlockt."

„Hat er Dich nicht aufgefordert, sein Weib zu werden?"

„Allerdings."

„Und Du hast eingewilligt?"

„Ja."

„Und Du wagst, ihm vor mir den Vorzug zu geben?"

„Ja, ich wage es."

„Aber weißt Du nicht, daß unter unserm Volk keine Ehe ohne meine Zustimmung geschlossen werden kann?"

„Ich habe nicht gewußt, daß dies der Fall sei."

Ein Schimmer boshafter Freude funkelte in seinen Augen und er antwortete:

„Wohlan, es ist der Fall und Du kannst versichert sein, daß ich in Deine Vermählung mit diesem Manne niemals willigen werde. Der Himmel und alles verbietet es. Und nun befehle ich Dir kraft des mir zustehenden Rechtes — eines Rechtes, welches sich auf die Beaufsichtigung aller Frauen unter uns erstreckt — daß Du aufhörst, mit ihm Umgang zu pflegen. Hörst Du?"

„Ich höre."

„Und wirst Du gehorchen?"

Ich gab keine Antwort. Er zeigte mir eine drohende Miene und murmelte: „Nimm Dich in Acht!"

„Wovor soll ich mich in Acht nehmen?" sagte ich und affectirte eine Ruhe und Unbefangenheit, die ich jedoch weit entfernt war zu fühlen.

„Kind," antwortete er und seine Züge wurden noch unheimlicher, „was kann es Dir nützen, diese Unwissenheit vorzuschützen? Du weißt recht wohl, daß Du ganz und allein in meiner Macht bist. Du hast keine Eltern, keine Verwandten. Die Leute, mit welchen Du zusammenlebst, besitzen keinen ge-

setzlichen Anspruch auf Dich und können eben so wenig die Ausübung meines unzweifelhaften Rechtes verhindern, mit Dir zu thun, was ich Lust habe."

„Aber stehe ich nicht unter dem Schutz der Gesetze des Landes?"

„Der Gesetze des Landes! Das ist wirklich zu gut! Gesetze des Landes — welche Landesgesetze giebt es wohl außer meinem Willen? Welcher Staat, welche Regierung hat hier Macht oder Autorität? Nein, meine Schöne, in dieser Beziehung beruhige Dich. Hier mache ich mit den Meinen was ich will. Ich bin keinem Gesetz verantwortlich, als dem Gesetz der Mormonen und dieses legt alle Autorität in meine Hände."

„Und," entgegnete ich, „Sie wollen ein Anführer der Heiligen, ein Priester und Prophet des Allerhöchsten sein, während Sie so meine schutzlose Lage benutzen wollen, um mich zu einem Bündniß zu zwingen, welches meine Seele verabscheut? O schämen Sie sich, wären Sie selbst zehnmal mächtiger, als Sie sind, so würde ich dennoch Sie hassen und Ihnen Trotz bieten."

„Weil Du auf meine Großmuth vertraust und darauf rechnest, daß ich Dir nichts zu Leide thun werde."

„Nichts weniger als dieses. Sie besitzen keine Großmuth. Ich weiß, daß Sie eines einzigen ehrenwerthen Gefühls eben so unfähig als im Stande sind, die gröbsten Schurkereien zu verüben. Ich trotze Ihnen, weil ich alle Folgen Ihres Zornes, mögen dieselben sein, welche sie wollen, lieber ertragen will, als mich in den Zustand eines verworfenen Concubinats fügen, in welchen Sie mich zu versetzen wünschen."

„Und Du nennst den heiligen Stand der Ehe ein Concubinat?"

„Ja, nämlich eine solche Ehe, wie Sie mir antragen. Ohne Liebe, ohne Sympathie, ohne Uebereinstimmung der Gemüther oder des Alters — Sinnlichkeit auf der einen und Zwang auf der andern Seite — was ist ein solcher Zustand anders, als das, wofür ich ihn so eben erklärte? und ich schauete ihm unverwandt in's Gesicht.

„Ich sehe, sagte er endlich, ich sehe, daß die wahre Bedeutung des Instituts der Ehe Deine Fassungskraft übersteigt. Jene Sympathien und Uebereinstimmungen des Gemüths, von welchen Du sprichst, sind nichts und existiren blos in der launenhaften Phantasie thörichter junger Frauen. Aber Du brauchst einen Gatten, der Dich schützt und aufrecht erhält — einen Gatten, durch welchen Du vom ewigen Verderben gerettet werden kannst. Als mein Weib wirst Du geachtet und geehrt werden; Diener sollen Deine Befehle vollziehen — Diener und auch Sklaven."

„Sklaven?"

„Ja, Sklaven — Neger. Ist das etwas so Wunderbares?"

„Nein, aber ich begreife nur nicht, wo Sie dieselben herbekommen wollen?"

„Das kann ich Dir sagen. Ich habe einem Sklavenhändler in St. Louis aufgetragen, eine bedeutende Anzahl Sklaven hierherzuschicken. Ich glaube, sie sind jetzt schon unterwegs. Harmer kann Dir keinen Luxusgenuß gewähren; willst Du immer noch fest an ihm halten?"

„Ja, weil ich seine Gesellschaft liebe und weil ich ihm versprochen habe, sein Weib zu werden. Lassen Sie mich gehen; ich bitte darum."

„Wohlan, so gehe, aber bedenke was ich sagte. Ich

wünsche jetzt noch nicht Deine schließliche Antwort — ich werde sie erst heute über einen Monat verlangen, aber Harmers Weib wirst Du niemals werden. Du kannst in das Grab steigen, aber niemals in sein Bett."

„Das Schicksal kann doch wohl anders entscheiden," antwortete ich und eilte so schnell als ich konnte davon."

„Und nun, Mrs. Ward," sagte Emily, „glauben Sie, daß dieser Mann die Allmacht besitzt, die er sich einbildet oder uns glauben machen will?"

„Daß er in vielen Dingen großen Einfluß besitzt, ist gewiß," entgegnete ich. „Wir stehen, wie er ganz richtig sagt, außerhalb des Bereichs des bürgerlichen Gesetzes und dennoch sollte ich meinen, daß es unter den Mormonen viele gute und aufrichtige Männer giebt, welche eine grobe Verletzung der persönlichen Rechte nicht zugeben würden, besonders wenn diese Person eine hüflose Waise ist, die aus eben diesem Grunde, wenn auch aus keinem andern, Anspruch auf Theilnahme und Rücksicht hat."

„Ich werde nie sein Weib sein, komme was da wolle," sagte Emily. „Lieber will ich zu den wilden Indianern fliehen."

„Was sagte denn Harmer?"

„Der tobte wie ein Wahnsinniger."

„Das glaube ich."

„Und nun Mrs. Ward, wie soll ich handeln?"

„Gerade als wenn nichts vorgefallen wäre."

„Und für Harmer immer noch dieselbe Bevorzugung an den Tag legen?"

„Ganz dieselbe. Er hat Ihnen einen Monat Bedenkzeit gegeben. In diesem Zeitraume kann vieles geschehen, wovon wir gegenwärtig nicht die leiseste Ahnung haben und was seinen

Sinn wesentlich ändern oder Sie dem Bereich seiner Macht entziehen kann.“

„Der Himmel gebe, daß dem so sei!“ sagte Emily mit Inbrunst.

In diesem Augenblick traten Mr. Ward und mehrere andere Personen ein und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Ende des zweiten Theils.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.